



EBERHARD KARLS
UNIVERSITÄT
TÜBINGEN

attempto!

Forum der Universität Tübingen

Dezember 2013

Frauen, Männer oder was?

Genderforschung:

Wissenschaft wider das Schubladendenken

- +++ Forschung gendert sich nicht von selbst!
- +++ Arbeiterkind.de hilft durch den Uni-Dschungel
- +++ Chancengleichheit schafft moderne Strukturen
- +++ Professorin Ingrid Hotz-Davies im Gespräch



Topthema

INHALTSVERZEICHNIS

- 2 **Der Auszug aus dem Gender-Ghetto**
Gender Studies bereichern die Literaturwissenschaft
- 4 **Genderforschung bringt Selbstverständlichkeiten ins Wanken**
Wie hat sich die Geschlechterforschung in Deutschland entwickelt?
- 6 **Neue Rollen fordern Frauen wie auch Männer heraus**
Männer kämpfen mit Stereotypen, an die sie selbst glauben
- 8 **Girls' Day & Co.**
Was bringen Technikprojekte für Mädchen?
- 9 **Von den Stellschrauben in den Köpfen**
Zwei Professorinnen im Gespräch
- 16 **Und immer wieder *gender* ...?!**
Disability Studies erweitern die Gender Studies
- 18 **Männerdomänen – Frauendomänen**
Nachgefragt: Wie fühlen Sie sich als Minderheit?



Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen

Gendermedizin:
Warum Frauen anders
krank sind

FORSCHUNG
ab Seite 22



Foto: Benedikt Keinath

Kreuzfahrt mit Konflikt-
forschung: Studierende
auf dem Peace Boat

STUDIUM UND LEHRE
ab Seite 25



Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen

Wie die Universität
Tübingen Gleichstellung
umsetzt

GLEICHSTELLUNG
ab Seite 28



Foto: Jörg Schäfer

Exoten auf den Härten:
Versteckte Spuren
von Tübinger
Forstwissenschaftlern

UNIKULTUR
ab Seite 30



Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen

Ingrid Hotz-Davies über ein
Spiel, das wir alle mitspielen,
das man aber immer wieder
hinterfragen muss

IM GESPRÄCH
ab Seite 32

Wissenschaft wider das Schubladendenken

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

wer sich mit Genderforschung beschäftigt, findet ein weites Feld vor: Von der wissenschaftlichen Beschreibung „sozialen Geschlechts“ über Frauen in Literatur und Geschichte bis zur Medizin, die sich mit „geschlechtsdifferenzierteren“ Krankheitsbildern auseinandersetzt.

Die Genderforschung wirft einen neuen und kritischen Blick auf Kategorien, an die wir gewöhnt sind. Sie rüttelt an den Schubladen in unseren Köpfen und fordert uns heraus: Die Gleichstellung von Mann und Frau zeigt sich immer noch als Kampfzone. Sind hier gut gemeinte Programme wie ein „Girls‘ Day“ hilfreich? Wie verlaufen weibliche Karrieren in der Wissenschaft heute? Und wie verändert sich die Rolle der Männer in der Gesellschaft?

Um der Vielfalt einer Gesellschaft gerecht zu werden, müssen wir noch sehr viel weiter denken, wie die Diversitätsforschung fordert. Und einiges unternehmen, zum Beispiel durch Initiativen für Studierende, die nicht aus Akademikerfamilien kommen oder die ungewohnte kulturelle Prägungen mitbringen.

Eine anregende Lektüre mit einer bunten Ausgabe von attempto! wünscht

DIE REDAKTION

Der Auszug aus dem Gender-Ghetto

VON INA SCHABERT

Der Gender-Boom hat die Literaturwissenschaft bereichert. Nichtbeachtete und vergessene Autorinnen wurden wahrgenommen oder wiederentdeckt. Heute ist Geschlecht eine Kategorie unter anderen. Die Reichhaltigkeit ist geblieben.



Professorin Dr. Ina Schabert hat Englische Literaturwissenschaft an der Universität München gelehrt. Sie ist Autorin einer „Englischen Literaturgeschichte aus der Sicht der Geschlechterforschung“, die in zwei Bänden 1997 und 2006 bei Kröner in Stuttgart erschienen ist.

Der Gender-Boom

Gender als Konzept einer kulturellen Geschlechterdifferenz hat die anglo-amerikanische Literaturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts mächtig vorangebracht. Im Schwung der feministischen Begeisterung für das ganz Andere des weiblichen Schreibens wurden auch zahlreiche Autorinnen aus der Vergangenheit wiederentdeckt. Ihre Werke erschienen in modernen Ausgaben; in theoretischen Arbeiten wurden spezifisch weibliche Schreibweisen für sie postuliert, historische Übersichten entwarfen die Konturen einer Frauen-Literatur-Geschichte. Der produktive Charakter des Interesses für Gender wird besonders deutlich im Kontrast zu Frankreich. Dort herrscht, wie es plakativ das vielbeachtete Buch der Historikerin Mona Ozouf, *Les Mots des Femmes* (1995), zeigt, eine massive Gender-Phobie. Dem Differenzdenken in Bezug auf die Geschlechter setzt man dort ein Modell der Universalität und Geschlechterharmonie entgegen. Dies hat zur Folge, dass in Frankreich bis heute die Autorinnen, insbesondere die aufmüpfigen Schriftstellerinnen des 17. und 18. Jahrhunderts, in ihren Persönlichkeiten und Werken weitgehend unentdeckt bleiben. Warum sich um Literatur von Frauen kümmern, wenn sie ohnehin nichts aufregend anderes als die der Männer zu bieten hat?

Kritik an der Gender-Perspektive

Um das Jahr 2000 herum jedoch begannen auch anglistische und amerikanistische Wissenschaftlerinnen Vorbehalte gegenüber der bis dahin so hochgeschätzten Kategorie Gender zu äußern. Das Verfahren, schreibende Frauen mithilfe dieser Deutungskategorie zu lesen und zu interpretieren, machte sie zwar moderner feministischer Sensibilität besonders zugänglich, doch trennte man sie damit vom allgemeinen kulturellen Leben ihrer Zeit und stellte sie ins historische Abseits. Im Ergebnis erwies sich die Erschließungsarbeit ironischerweise als fast ebenso irrelevant wie es von nichtfeministischer Seite gewünscht wurde: Die Frauen blieben in ihrer Ecke.

Autorin, Autorschaft und Autorität

Den Schriftstellerinnen selbst ist das Diskriminierungspotenzial des Gender-Denkens stets bewusst gewesen. Mit männlichen Pseudonymen, maskulinen oder genderneutralen Schreibgesten und vor allem durch den Anspruch auf geistige Androgynie haben sie sich bemüht, die Absonderungssperre zu durchbrechen. Wenn irgendetwas weibliches von männlichem Schreiben konstant unterscheidet, so ist es die Befürchtung der Frau, auf ihre Weiblichkeit reduziert zu werden und ihre Findigkeit, diskrete Strategien gegen diesen Rezeptionshabitus zu entwickeln. Männer haben ein analoges Problem nicht. Kein Leser nimmt an, dass sie als Männer schreiben und bloß Männern etwas zu sagen haben – es sei denn, sie stilisieren sich absichtlich auf aggressive Weise maskulin. Eine Wissenschaft, die den Anspruch auf ein gendertranszendierendes Schreiben aufseiten der Frauen ernst nimmt, betont jetzt die auch zuvor schon mitgedachte Problematik von Gender und hebt ab auf die Fragwürdigkeit der genderspezifischen Normen, Vorurteile und Stereotype. Im Grunde widersetzt sich jede Autorin den Normen bereits, indem sie schreibt, und eindeutiger noch mit der Veröffentlichung des Geschriebenen. Sie gestaltet ihre Existenz, modelliert ihr eigenes Autorenbild und konzipiert ihr Werk mehr oder weniger gegen gängige Gender-Vorstellungen. Diese können zwar im Zentrum ihres Schreibens stehen, doch sie werden kritisch zur Schau gestellt, ironisiert und dekonstruiert.



Foto: iStock.

Schriftstellerin oder Poet, ist das immer noch die Frage? Autorinnen schreiben nicht grundsätzlich anders als Autoren.

Die Relativierung der Geschlechterdifferenz

Frauen möchten in der Regel ihre Literatur so verstanden und gelesen haben, wie es für Männer selbstverständlich ist, nämlich als eine Botschaft, die alle angeht. Die Frauenforschung übersieht nicht länger, dass Autorinnen keinesfalls nur ‚Frauthemen‘ behandeln, sondern sich häufig mit den gleichen Anliegen wie ihre männlichen Kollegen befassen. Sie haben sich nicht nur in ‚weiblichen‘ Gattungen wie dem Roman, der Autobiografie, der Liebeslyrik, nicht nur in frommen Versen und pädagogischen Schriften geäußert; auch in ‚männlichen‘ Bereichen haben sie deutliche Spuren hinterlassen: im Drama zum Beispiel, in der Satire und der Pamphletliteratur, in journalistischen Texten und in der Geschichtsschreibung. Den rationalen Diskurs der Aufklärung wussten sie ebenso zu schätzen wie die für sie gender-typischen gefühlsbestimmten Werte der Empfindsamkeit und der mitmenschlichen Sympathie.

Die von der Geschlechterforschung zuvor aufgerichtete Grenze zwischen weiblicher Privatsphäre und männlicher Öffentlichkeit wird wieder durchlässig, wenn jetzt die gekonnte Professionalität von Autorinnen und ihr energisches schriftstellerisches Engagement für nationale Anliegen, für parteipolitische, theologische und philosophische Streitfragen entdeckt und erläutert werden. Frauen, so erkennt man, sobald man die Gender-Brille wieder absetzt, haben sich nicht nur als Frauen verstanden und geäußert, sondern als Vertreter ihrer Nation, als Anhänger der Tory-Partei, als Gegner des Sklavenhandels, als Angehörige des Landadels, als Kennerinnen von Shakespeare oder als Nachfolgerinnen von John Milton. Untersuchungen von literarischen Netzwerken, in denen Autorinnen ebenso wie Autoren engagiert waren, oder auch vergleichende Arbeiten von ähnlich gesinnten schreibenden Männern und Frauen gehören zum aktuellen paritätischen Forschungsprogramm, an dem sich selbstverständlich auch wieder Wissenschaftler beiderlei Geschlechts beteiligen.

Das Gleiche, aber ganz anders

Es mag scheinen, dass die Genderforschung schließlich das erkannt hat, was ihre Skeptiker in Frankreich und anderswo immer schon wussten: Autorinnen schreiben nicht grundsätzlich anders als Autoren, und kooperative Modelle sind dem krassen Geschlechterantagonismus vorzuziehen. Doch während innerhalb der maskulinen Literatur- und Forschungstradition ein solches Denken der Selbstbestätigung diente, hat die Kategorie Gender die Motivation dafür geliefert, weibliches literarisches Schaffen wahrzunehmen und auf seine potenzielle Andersheit hin zu untersuchen. Wenn jetzt das Geschlecht zu *einer* Erklärungskategorie unter mehreren relativiert wird, führt das zu neuartigen, komplex angelegten Biografien und Monografien, die zeigen, dass sich Frauen in jeweils individuellen, ebenso vielfältigen und kreativen Weisen aktiv in das gesellschaftliche, intellektuelle und literarische Leben eingebracht haben wie männliche Schriftsteller. Der Literaturkanon ist reicher geworden, und Literaturgeschichte lässt sich als Dialog männlicher und weiblicher Stimmen spannender erzählen.

Literatur zum Thema:

Betty A. Schellenberg, „Writing Eighteenth-Century Women’s Literary History, 1986 to 2006“, *Literature Compass* 4/6 (2007) 1538-1560.

Joan W. Scott, „Parité! Sexual Equality and the Crisis of French Universalism“, Chicago 2005.

Genderforschung bringt Selbstverständlichkeiten ins Wanken

VON KATJA HERICKS

Was ist Geschlechterforschung? Und wie hat sich diese Wissenschaft in Deutschland entwickelt? Soziologin Katja Hericks gibt Antwort auf grundlegende Fragen in einem mittlerweile weiten Feld.



Dr. Katja Hericks ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Geschlechtersoziologie der Universität Potsdam. Sie hat in Tübingen promoviert und zusammen mit Regine Gildemeister das Lehrbuch „Geschlechtersoziologie“ verfasst (Oldenbourg, 2012).

Die heute neudeutsch Gender Studies genannten Forschungen umfassen in dreierlei Hinsicht ein sehr breites Spektrum:

1. Sie finden sich in der gesamten Breite der Disziplinen in Sozial-, Geistes-, Natur- und selbst in den Ingenieurwissenschaften, in feministischer Biblexegese genauso wie in der Hirnforschung.
2. Die Geschlechterforschung ist sehr breit gefächert in ihrer institutionellen Form – vom unterschiedlich intensiv behandelten Thema in Lehre oder Forschung über Lehrstühle mit entsprechender Denomination bis zu Studiengängen namens „Gender Studies“.
3. Sie bohrt sich in die unterschiedliche Tiefenschicht des Sozialen, der Natur und des Wissens, je nachdem ob sie über Männer und Frauen, über Geschlechtszuschreibungen oder über Geschlecht forscht.

Die erste Forschungsrichtung kann zum Beispiel bedeuten, dass bei Berufen unterschiedliche Zugänge und Aufstiegsmöglichkeiten von Frauen und Männern in den Blick genommen werden. Diese Richtung geht von zwei verschiedenen Geschlechtern aus und untersucht die *Folgen* dieser Zugehörigkeit. Die zweite Richtung dagegen analysiert zum Beispiel, wie Berufe zu Männer- oder Frauenberufen gemacht werden, indem beispielsweise historisch analysiert wird, wie die Aufteilung in betriebliche Ausbildungen und vollzeitschulische Ausbildungen um 1900 als Trennung zwischen „männlichen“ und „weiblichen“ Berufen erfunden und legitimiert wurde. Diese Richtung fragt nach der *Entstehung* von Geschlechterunterschieden. Die dritte Forschungsrichtung untersucht, was Geschlecht überhaupt ist: eine Zuschreibungspraxis? Ein Chromosomensatz?

Frauenbewegung in den Wissenschaften

Die wissenschaftliche Betrachtung von Geschlecht ist so alt wie die Geschlechterunterscheidung. Eine systematische Geschlechterforschung entwickelte sich jedoch erst, als Wissenschaftlerinnen die zweite Frauenbewegung in den 1960er und 70er Jahren in die Wissenschaften hinein trugen, zum Teil indem sie ihre Themen aufgriffen wie häusliche Gewalt, Arbeitsteilung, sexuelle Selbstbestimmung, vor allem aber, indem sie bisherige Selbstverständlichkeiten der Wissenschaft infrage stellten: die Gleichsetzung von Menschen mit Männern und das Übersehen und Übergehen von Frauen. Diese Kritik am androzentrischen Wissenschaftssystem führte zur Erforschung der „vergessenen“ Menschen und der ignorierten Perspektive, das heißt zur Frauenforschung. Sie war eng verbunden mit Ideen eines *anderen* Forschens, indem zum Beispiel Forschungsobjekte als Subjekte begriffen werden sollten, und *anderer* Zerschnitte von Gegenstand und Methode jenseits der etablierten Disziplinen. Frauenforscherinnen schufen sich damit ihre eigenen interdisziplinären Netzwerke und Foren und ihre Nischen im Wissenschaftsbetrieb.

Disziplinäre Verwissenschaftlichung

Besonders Soziologinnen wie Regina Becker-Schmidt, Ursula Beer und Ute Gerhard nahmen auch die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern in den Blick und entwickelten fachspezifische Konzepte hierzu. Für junge Wissenschaftlerinnen, die universitäre Karrieren anstrebten, war die eigene disziplinäre Verortung wichtig; sie griffen auf etablierte Methoden und Theorien zurück, entwickelten sie weiter und schufen so in den 1980er und 1990er Jahren fachlich anschlussfähige Forschungsliteratur. Als in den 1990er Jahren mit entsprechend neugeschaffenen Lehrstühlen politisch auf die Geschlechterfragen reagiert wurde, stand eine Generation von kompetenten Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftlern bereit, die sich zumeist personell und thematisch von der Frauenbewegung und den interdisziplinär und politisch orientierten Frauenforscherinnen abgesetzt hatte.

Ein Ergebnis der stärkeren disziplinären Fokussierung war die Präzisierung des Blicks auf die wissenschaftlichen Prämissen der Einteilung der Geschlechter, ihrer historischen und epistemologischen Ursprünge statt einer pauschalisierenden Kritik an ‚androzentrischer‘ Wissenschaft. Diese Forschung blickt(e) zum Beispiel aus einer historischen Perspektive auf die Medizin, aus soziologischer auf die Biologie, aus ethnologischer auf die techno sciences, aus naturwissenschaftlicher Perspektive auf die alltagsweltliche Annahme, dass Geschlecht natürlich sei. Die Ideen zur *sozialen* Konstruktion von Geschlecht wurden insbesondere vor dem Hintergrund der Erforschung *wissenschaftlicher* Konstruktion von Geschlecht entwickelt.

Entledigung des eigenen Gegenstands

Schon in den 1990ern wurden Konstruktionstheorien innerhalb einer politisch orientierten Frauen- und Geschlechterforschung angegriffen, denn „Dekonstruktion“ führe nicht zu einer größeren sozialen Geschlechtergleichheit, sondern zu einem Verschwinden des Gegenstands und damit des politischen und wissenschaftlichen Handlungsraums der Geschlechterforschung. Sie haben Recht. Forschung, die sich der Frage nach den Prämissen verschreibt, zieht sich immer weiter vom Gegenstand der Frauenforschung zurück. Sie gräbt sich aber umso tiefer in die jeweiligen Disziplinen ein, sei es Genetik oder Soziologie. Sie fragt heutzutage, wie Schwangerschaften sozial konstruiert werden (DFG-Projekt an der Universität Mainz) oder weitet ihre Frage darauf aus, wie Klassifikationen und Kategorisierungen entstehen und sich verändern (DFG-Projekte an der Universität Potsdam).

Die ursprüngliche Frauen- und Geschlechterforschung ist damit nicht verschwunden, auch sie hat sich weiterentwickelt, und sie driftet dabei immer mehr von solchen Kernfragen ab. Das Ankreuzkästchen „Geschlecht“ in quantitativen Datenerhebungen, das in den 1950er Jahren von Forscherinnen wie Evelyne Sullerot oder Viola Klein eingefordert wurde, ist heute selbstverständlich und dient manchen Geschlechterforschungen als Ausgangspunkt, um Unterschiede zwischen Männern und Frauen zu „erklären“, die sie selbst erst auf diese Weise herstellen. Politische Auftragsforschung ebenso wie feministisch motivierte Ansätze heben häufig auf diese Ebene ab. Sie ist praktisch handhabbarer und deutlich näher am Alltagsdenken. An diese Forschungspraxis haben sich wieder andere Entwicklungen anschließen können wie die juristische Idee der Intersektionalität, die auf die Verschränkung sozialer Kategorien in Fragen der Diskriminierung abhebt. Für die wissenschaftlich grundlegendere Frage, wieso zugeschriebene Kategorien in einer sogenannten Leistungsgesellschaft noch Platzanweiser sind, ist dieser Ansatz jedoch nicht weiterführend.



Karikatur: Sepp Buchegger

Nicht nur zu den Anfangszeiten der Frauenbewegung

Verbreitung des Wissens

Die kritischen Ergebnisse der Geschlechterforschung sind nicht nur in den eigenen Zirkeln verblieben. Im Gegenteil, auch wenn der Alltagsglaube an eine vermeintlich unveränderliche, naturgegebene Zweigeschlechtlichkeit tief verankert sowie institutionell und moralisch abgestützt ist, hat die Geschlechterforschung doch viele Selbstverständlichkeiten ins Wanken gebracht. Begriffe und Denkweisen dringen mittlerweile ins Alltagswissen durch: Wer kann sich angesichts der sogenannten Sexismus-Debatte um Politiker Rainer Brüderle heutzutage noch vorstellen, dass 1983 die Bundestagsabgeordneten bei der Rede ihrer Kollegin Waltraud Schoppe schon das Wort nicht verstanden?

Neben dem direkten medialen Zugang gelangt die Expertise von Geschlechterforscherinnen und -forschern vor allem über politische Entscheidungen ins Alltagsdenken. Bei Themen wie Transsexualität und Intersexualität war ihre kritische Reflexion politischer und medizinisch-therapeutischer Praxis entscheidend für mehr Raum und Akzeptanz von Uneindeutigkeiten. Der heutzutage wohl wichtigste Ansatzpunkt für politische Veränderungen ist die EU. Hier sind mit dem Europäischen Institut für Geschlechtergleichheit (EIGE) und Expertinnen-Netzwerken Einrichtungen geschaffen worden, die Ergebnisse der Geschlechterforschung unmittelbar den politisch Handelnden zugänglich machen und so – zeitverzögert – in die Politik der Mitgliedsstaaten hineinragen.



Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen

Neue Rollen fordern Frauen wie auch Männer heraus

Viele Väter würden gerne weniger arbeiten, glaubt Dr. Marc Gärtner, wären da nicht alte Rollenbilder und die Erwartungen der Chefs. Wirtschaft und Gesellschaft denken zwar langsam um – aber die Quote oder eine gesetzliche Familienarbeitszeit könnten hier Beschleuniger sein.

attempto!: Herr Gärtner, sind Sie eher Genderforscher oder eher Gleichstellungsexperte?

Marc Gärtner: Ich würde sagen beides. Ich habe Kultur- und Sozialwissenschaften studiert und mich während des Studiums mit Fragen der sozialen Ungleichheit auseinandergesetzt. Gender war ein Aspekt, neben Fragen der unterschiedlichen Verteilung von Ressourcen und Macht in der Gesellschaft. Deshalb sind mir Gender und Diversity wichtige Aspekte.

Und die Gleichstellung hat sich daraus ergeben?

Ich habe ein politisches Verständnis von Wissenschaft. Es geht darum, zu gesellschaftlichen Lösungen zu kommen, auch im normativen Sinne, und sich zu fragen, wie mehr Gleichheit und Geschlechterdemokratie möglich sind – da ist Gleichstellungspolitik ein wichtiger Hebel.

Was interessiert Sie am Thema Gender und Gleichstellung besonders?

Gender ist ein zentraler Ansatz im gesamten Diversity-Management. Es geht darum, die Vielfalt in unserer

Gesellschaft so zu gestalten, dass Menschen ihre Potenziale besser erschließen und frei von Stereotypen und Diskriminierung leben können. Das kann für soziale Gruppen genauso interessant sein wie für Politik oder Unternehmen.

Sie haben die „Rolle der Männer“ in der Gleichstellung und in verschiedenen Ländern erforscht – welches Fazit ziehen Sie?

In Sachen Gleichstellungspolitik ist Deutschland ambivalent. Beim Gender-Pay-Gap, der Differenz zwischen männlichen und weiblichen Einkommen zuungunsten der Frauen, liegt es im europäischen Maßstab mit 22 Prozent im hinteren Feld (europäischer Durchschnitt: 16 Prozent). Die Ambivalenz kommt aus sehr konservativen Strukturen, gerade in Westdeutschland, die auf den männlichen Alleinverdiener setzen. Das schlägt sich nieder in mangelnder Kinderbetreuung, in der Lohnlücke, in der schlechten Repräsentation von Frauen in Führungspositionen, in einer späten Gleichstellungspolitik. Es hat sich in den letzten Jahren aber auch einiges getan. Mit der Elternzeit für Väter wurde versucht, neue männliche Orientierungsmuster politisch

umzusetzen. 2006 nahmen 3,5 Prozent der Väter Elternzeit, inzwischen sind es fast 30 Prozent. Das macht deutlich: Wenn man Gesetze entsprechend ändert, sind viele Männer bereit, einen Beitrag zu leisten. Wir haben konservative Strukturen, aber das Potenzial ist da, Männer noch sehr viel stärker in Gleichstellungspolitik einzubeziehen.

Müssen sich zuerst die Strukturen ändern oder beginnt das in den Köpfen?

Die Strukturen müssen sich ändern. Gerade Erwerbsarbeit und Nichterwerbsarbeit, also Arbeiten zuhause oder im Ehrenamt, sind sehr ungleich zwischen Männern und Frauen verteilt. Vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung kam der Vorschlag für eine staatlich geförderte „Familienerbeitszeit“, 32 Stunden für Männer wie für Frauen. Eine tolle Idee, die versucht, Mütter aus der „Teilzeitfalle“ zu befreien und Väter zu entlasten – die wollen nämlich weniger arbeiten.

Aber sie haben Schwierigkeiten, das durchzusetzen?

Männlichkeit und Arbeit waren kulturell in den letzten Jahrhunderten stark miteinander verwoben. Seit der Erwerbsarbeit der Moderne funktioniert Männlichkeit vor allem über Außenorientierung und darüber, dass Männer das Geld nach Hause bringen. Tun sie es nicht, kann das einen Verlust von Männlichkeit bedeuten. Männer wollen weniger arbeiten, aber die Leitbilder schreiben anderes vor. Umgekehrt wird eine arbeitende Mutter als „Rabemutter“ bezeichnet, zu diesem Begriff gibt es in anderen Sprachen gar kein Pendant.

Das klingt nun doch, als ob sich zuerst unsere Rollenbilder ändern müssen?

Ich meine, viele Männer wollen bereits diese Veränderungen. Aber vor allem die Wirtschaft muss sich umorientieren, die Unternehmen verlassen sich noch darauf, dass männliche Arbeitskräfte stets verfügbar sind.

Mit welchen Schwierigkeiten kämpfen Männer in ihrer Rolle noch?

Ganz häufig mit Stereotypen, die sie selbst glauben. Sich immer als stark und unverletzlich beweisen zu müssen, zum Beispiel, bricht sich stark mit den Unklarheiten und Krisen, die sie erleben. Männer können nicht mehr, wie in den 70er Jahren, davon ausgehen, dass sie in der Industrie bzw. Erwerbsarbeit auf jeden Fall gebraucht werden, sondern sind mit struktureller Arbeitslosigkeit konfrontiert.

Müssen Männer ihre Rolle also neu definieren?

Ja. Dazu kommen Herausforderungen wie die Frauenbewegungen und der Feminismus, die tradierte Geschlechterrollen hinterfragen. Das kann dazu führen, dass Männer hier gekränkt reagieren oder sich sehr in Frage gestellt fühlen.

Was sagen Sie zu der Befürchtung, die Jungen blieben in der Schule hinter den Mädchen zurück, hätten also inzwischen das Nachsehen?

Heute sind Männer und Jungen in ihren Problemen zunehmend „sichtbar“, das sind zum Teil keine neuen Probleme, über Männergesundheit hätte man auch schon vor 100 Jahren diskutieren können. Aber es musste erst ein Bewusstsein entstehen, Männer und Jungen als Gruppe mit spezifischen Problemen zu sehen. Das ist auch ein Verdienst der Frauenbewegung, die Geschlecht in den Vordergrund gerückt hat. Was die Schule betrifft, werden

oft Dinge vermischt. Wenn man von fehlenden Identifikationsfiguren für Jungen in der Schule spricht, mag das teilweise stimmen. Aber die traditionelle männliche Rolle, die auf Außenorientierung angelegt ist, bricht sich eben auch mit der Disziplinaranstalt Schule, wo man ruhig sein und viel lernen soll. Früher wurde dies mit dem Rohrstock durchgesetzt, heute müssen die Schüler diese hohe Aufnahme-fähigkeit selbst herstellen. Und wer da rausfällt, gilt dann oft als „hyperaktiv“ oder „Störenfried“.

Sie beraten ja Unternehmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Haben Sie das Gefühl, man ist bereit umzudenken?

Unterschiedlich: Traditionelle Männer fühlen sich möglicherweise bedroht, wenn sie die Unternehmenskultur ändern sollen. Viele Führungskräfte erkennen aber: Schon um neue Märkte zu erschließen oder gut qualifiziertes Personal zu halten, müssen wir uns verändern. Die gut ausgebildete „Generation Y“ erwartet, dass sich Arbeit und das Familien- bzw. Privatleben gut verbinden lassen. Die steht nicht um jeden Preis für hochqualifizierte Jobs zur Verfügung, hier hat ein Kampf um die Köpfe begonnen, Männer wie Frauen. Idealerweise geht es zuerst darum, welche Qualifikationen jemand mitbringt – unabhängig von Geschlecht, Hautfarbe oder sexueller Orientierung. Im zweiten Schritt geht es aber um Fragen wie „Passförmigkeit“ und das erzeugt oft Reibung mit der Unternehmenskultur. Aber die Wirtschaft entwickelt sich hier weiter und muss das auch, wenn sie im Zuge der Globalisierung mithalten möchte.

Das spannt den Bogen zur Diversität oder geht es immer noch primär um die Frauen-Männer-Thematik?

Die ist darin aufgehoben. Wenn wir das Potenzial gut ausgebildeter Frauen nutzen wollen, müssen Männer erkennen, dass sie nicht mehr den alten Stiefel „Wir Männer unter uns“ durchziehen können, sondern unterschiedliche soziale Gruppen besser integrieren müssen. Dass viele dies wollen, zeigen mir meine Erfahrungen, gerade mit jüngeren Führungskräften.

Was würde Ihrer Ansicht nach ein Umdenken unterstützen – die Quote?

Ich finde die Quote gut, sie hat auch einen symbolischen Effekt. Es ist wichtig, Strukturen weiter aufzubrechen, auch mit gesetzlichen Vorgaben – freiwillige Vereinbarungen haben wenig gebracht. Ich sehe Männer nicht als Quotenopfer. Zwar ist richtig, dass sie das eine oder andere Privileg lassen müssen. Aber sie profitieren von der Quote, denn in Führungsetagen sitzt vor allem der Typus Mann, der wenig bis keine aktive Familienverantwortung übernimmt. Gehe ich davon aus, dass sich Männer heute neu orientieren, dann ist ein guter Teil dieser Männer in den Führungsetagen bisher nicht repräsentiert.

Wo sehen Sie Deutschland in zehn Jahren, was wünschen Sie sich?

Trotz vieler Widerstände gibt es eine Kontinuität der Gleichstellungspolitik, die darf ruhig noch gestärkt werden. Ich wünsche mir mehr Männerstimmen, die für Gleichstellung eintreten – aus guten Gründen, die auch sie selbst betreffen. Es wäre wichtig, Initiativen zu „Männer und Gleichstellung“ zu stärken, etwa das Bundesforum Männer. Und man darf nie locker lassen!



Dr. Marc Gärtner ist Gender- und Diversity-Experte bei der „Europäischen Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft Berlin e.V.“ (EAF). Er beschäftigt sich seit 20 Jahren politisch und wissenschaftlich mit Männern und Männlichkeit(en) im Kontext der Geschlechterverhältnisse. Als Trainer zum Thema Diversity und Gleichstellung beriet er unter anderem das Bundesfamilienministerium, die Europäische Kommission, Hochschulen, Gewerkschaften und Verwaltungen.

Das Interview führte Antje Karbe.

Girls' Day & Co.

VON ANJA SCHMID-THOMAE

Frauen sind in technisch-handwerklichen Berufen nach wie vor unterrepräsentiert. Kann man Geschlechtergrenzen durch Technikprojekte für Mädchen überwinden?



Dr. Anja Schmid-Thomae promovierte am Lehrstuhl Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Universität Tübingen und forscht zu Prozessen der sozialen Konstruktion von Geschlecht, insbesondere zur Ko-Konstruktion von Geschlecht und Technik sowie zur interaktiven Herstellung von Geschlecht. Der Beitrag basiert auf ihrer Publikation „Berufsfindung und Geschlecht. Mädchen in technisch-handwerklichen Projekten“ (Wiesbaden 2012).

Um den Zugang von Mädchen zu Technik und Handwerk zu verbessern und deren Einstieg in technisch-handwerklich Berufe zu fördern, werden junge Frauen aktuell mit einer Vielfalt an gleichstellungspolitisch motivierten Berufsorientierungsprojekten konfrontiert. Diesem Boom an MINT-Projekten steht auf der anderen Seite eine nur geringe Veränderung des Geschlechterproporz im technisch-handwerklichen Berufsbereich gegenüber, wodurch die Frage nach der Wirksamkeit derartiger Berufsorientierungsmaßnahmen zunehmend in den Vordergrund rückt.

Kampagnen wie zum Beispiel der Girls' Day oder sogenannte Technikparcours für Mädchen sind mittlerweile der breiten Öffentlichkeit ein Begriff, und es gehört für Bildungsinstitutionen und Betriebe zum guten Ton, sich an derartigen Projekten zu beteiligen. Es ist zu vermuten, dass dies zwar nicht unwesentlich dazu beiträgt, für die Schräglage in der Geschlechterverteilung im technisch-handwerklichen Bereich zu sensibilisieren. Inwieweit jedoch Geschlechtergrenzen durch Berufsorientierungsmaßnahmen für Mädchen im technisch-handwerklichen Bereich aufgeweicht, überschreitbar(er) gemacht oder dagegen aktualisiert und damit reproduziert werden, ist eine empirisch zu klärende Frage: Nimmt man die konkrete soziale Praxis des Projektalltags in den Blick, so wird deutlich, dass eine gute Projektidee nicht zwingend eine entsprechende Praxis erzeugt. Da die Herstellung von Geschlecht im *Verhalten* verankert ist, bieten sich im Projektalltag zahlreiche

Gelegenheiten für eine Reproduktion von Geschlechterzuschreibungen und für eine Aufrechterhaltung der Verknüpfung von Männlichkeit und Technik.

Aus diesem Grund ist es wichtig, dass das projektdurchführende Personal über Genderkompetenz verfügt. Dieser Aspekt rückt jedoch auf Grund knapper finanzieller und personeller Ressourcen häufig in den Hintergrund: „also die ham ja auch teilweise, kein, kein ausgebildetes Personal für, für Geschlechter-, äh, -theorien [...] irgendjemand muss das dann halt machen und ich weiß nicht, ob da, also, wie man das dann umsetzen könnte, dass das dann da geschlechtersensibel wird“, erklärte eine regionale Projektkoordinatorin eines Girls' Days im Interview. Damit läuft man allerdings Gefahr, dass es letztendlich nicht selten „sehr dem Zufall und dem Goodwill überlassen [ist], was dann da passiert“, so die Projektkoordinatorin eines Berufsparcours.



Ob der eigenständige Geschlechtsreiz, der von ‚Frauenberufen‘ auf Mädchen ausgeht, in solchen Projekten ausgesetzt werden kann oder nicht, hängt zudem davon ab, inwieweit Berufsorientierung von Geschlecht entkoppelt wird. Eine geschlechtskonforme Berufswahl kann als Option verstanden werden, den stereotypen Vorstellungen einer geschlechterkodierten Gesellschaft zu entsprechen und sich mit dieser im System der Zweigeschlechtlichkeit zu verorten. Technisch-handwerkliche Berufe bieten damit für die an den Projekten teilnehmenden Mädchen die Gelegenheit zur geschlechtlichen Inszenierung, indem sie sich von diesen Berufen *abgrenzen*.

Damit Berufsfindung im Rahmen von Technikprojekten für Mädchen nicht an erster Stelle ein Identifikationsangebot für Geschlecht ist, sondern durch andere Aspekte – zum Beispiel individuelle Interessen oder schulische Qualifikation – geleitet wird, ist es wichtig, dass das Geschlecht im Projektalltag insofern entdramatisiert wird, als die Teilnehmerinnen als Berufssuchende und nicht als *Mädchen* behandelt werden. Ist hingegen eine stereotyp gesetzte Grenze zwischen Mädchen und Technik Dreh- und Angelpunkt von Projekten, besteht die Gefahr, dass entsprechend verallgemeinernd und zum Teil auch essentialisierend auf die Geschlechtszugehörigkeit der Teilnehmerinnen abgehoben wird: Strategien der Gegensteuerung, die beispielsweise an einer *den* Mädchen unterstellten Technikdistanz ansetzen, bleiben in Alltagsklischees (etwa von einer quasi ‚naturgegebenen‘ männlichen Technikkompetenz) verhaftet und tragen so letztendlich nicht zu einem Aufweichen, sondern zu einer Reproduktion der Geschlechterdifferenz bei.

So kann ein vermeintlich mädchengerechtes Heranführen an Technik im Projektalltag zum Beispiel dazu führen, dass die *Nutzung* der Autokupplung „mit G‘fühl“ zum für die Teilnehmerinnen relevanten Wissen erhoben wird, während gleichzeitig stillschweigend vorausgesetzt wird, dass *Technikbeherrschung* bzw. das Verfügen über technisch-handwerkliches Fachwissen eine Sache männlicher Technikexperten sei.

Projekte, die davon ausgehen, dass die Grenze zu männerdominierten, technisch-handwerklichen Berufen an erster Stelle als Grenze zwischen *Frauen* und Technik / Handwerk zu verstehen ist, können also den nicht beabsichtigten Effekt haben, diese Grenze im Projekt zu ziehen und Geschlechterstereotype damit zu verfestigen. Gerade den Projekten, die an der Geschlechtszugehörigkeit ansetzen, ist daher entgegenzuhalten, dass die Herstellung einer Vereinbarkeit von Beruf und Geschlecht zwar durchaus ein wichtiges Element zur Erweiterung des Berufswahlspektrums von Mädchen ist.

Entscheidend ist aber, dass die Projektteilnehmenden unabhängig von Geschlecht einen Projektrahmen vorfinden, in dem ein Bezug zwischen individueller Berufssuche und den in den Projekten verhandelten Berufen hergestellt wird. Dies scheint banal – ist es aber insofern nicht, als genau dieser Aspekt in zahlreichen *Mädchenförderprojekten* im technisch-handwerklichen Bereich in den Hintergrund tritt.



Fotos: Friedhelm Albrecht /
Universität Tübingen

Von den Stellschrauben in den Köpfen

Sie kommen aus ganz unterschiedlichen Fächern, aus der Medizin und der Lateinischen Philologie, haben aber als Wissenschaftlerinnen eine Gemeinsamkeit: Ingeborg Krägeloh-Mann und Anja Wolkenhauer haben beide ihre Karriere bis zur Professur fortgesetzt.

Professorin Dr. Ingeborg Krägeloh-Mann ist seit 1997 an der Tübinger Universitätsklinik für Kinder- und Jugendmedizin und leitet als Ärztliche Direktorin die Abteilung Kinderheilkunde III mit den Schwerpunkten Neuropädiatrie, Entwicklungsneurologie und Sozialpädiatrie. An einen „Dual-Career-Service“ war bei ihrer Berufung noch nicht zu denken. Ihr Mann hat eine Professur für Psychiatrie am ZI in Mannheim inne. Sie pendeln.

attempo!: Hat es in Ihrer wissenschaftlichen Karriere eine Rolle gespielt, Frau zu sein?

Krägeloh-Mann: Man muss sich positiv mit dem Klischee auseinandersetzen. Mich hat am Anfang der Karriere geärgert, dass jeder angenommen hat, eine Frau in der Medizin müsse in die Kinderheilkunde gehen. Wegen eines faszinierenden Lehrers bin ich dann tatsächlich dort gelandet.

Wolkenhauer: Frau zu sein, war erst ein Problem, als ich Kinder hatte. Es gab Kollegen, die sehr offensiv gesagt haben, kümmere dich erst einmal darum. Andererseits waren die Kinder Stimulans. Ich glaube, ohne sie hätte ich meine Habilitation immer noch nicht. Häufig werden die Kinder aber auch positiv wahrgenommen: ‚Sie haben zwei Kinder, dann schaffen Sie das auch noch.‘

Geht es nur, wenn der Partner zurücksteht?

Wolkenhauer: Ja, mein Mann hat stark zurückgesteckt und eine sehr gute Stelle in Hamburg aufgegeben. Er ist derjenige, der den Preis für die Familie zahlt. Die Dual-Career-Förderung ist eng angelegt, sie passt nur bei zwei akademischen Karrieren. Was mich außerdem getragen hat, war die mit sechs Jahren lange Befristung der Assistenzstelle und ein Netzwerk von Eltern, Verwandten und Freunden bei der Kinderbetreuung.

Krägeloh-Mann: Es gibt Zeiten, in denen man sich abspricht, wer zum Zuge kommt. Ich habe teilweise nur halb gearbeitet, als mein Mann seine Habilitation vorbereitete. Beruflich halte ich es für zentraler, ob man sich als Frau mit einer vollen Karriere identifiziert. Dann gibt es fast

Foto: Janna Eberhardt /
Universität Tübingen



Professorin Ingeborg Krägeloh-Mann (links) und Professorin Anja Wolkenhauer (rechts).

Was findet sich in unseren Denk-Schubladen?
Welche Rollenmodelle prägen uns?

immer Wege, das zu realisieren. Es scheitert meist nicht an der Umgebung.

Wolkenhauer: Ich würde Ihnen Recht geben, man muss schon überzeugt sein, dass man das will. Man braucht ein familiäres Umfeld, das die Karriere mitträgt. Das institutionelle Umfeld kommt erst danach. Aber es gibt Konflikte. Zu Beginn der Schwangerschaft mit meiner zweiten Tochter war ich verunsichert. Ich hatte das Glück, eine Chefin mit Kindern zu haben, die zu mir sagte: ‚Ein Kind ist schön, zwei Kinder sind schöner, finden Sie nicht auch?‘. Eine ähnliche Reaktion kam von meinem Doktorvater. Ich war damals sehr erleichtert.

Kommt man als Wissenschaftlerin gut an der Universität durch?

Krägeloh-Mann: Inzwischen bin ich lange nicht mehr die Einzige. Ich sitze viel weniger häufig nur mit Männern zusammen. Wir haben uns die Karrierewege der Männer und Frauen in der Medizin genauer angesehen: Bis zum Studienende stehen beide Geschlechter gleich, dann öffnet sich die Schere zu Ungunsten der Frauen, einmal habilitiert, geht die Schere nicht mehr weiter auseinander. Das heißt zum einen, dass der Weg zur Habilitation der Flaschenhals ist, durch den nur wenige Frauen kommen. Zum anderen heißt es aber auch positiv, dass wer die Habilitation geschafft hat – egal ob Mann oder Frau – gleichermaßen Chancen auf eine Professur hat. Es gibt eine hohe Bereitschaft, qualifizierte Frauen dann auch aufzunehmen.

Wolkenhauer: Bis zum Ende des Studiums liegen Frauen und Männer gleichauf. Ich kann den Frauen danach aber nicht zuraten, in die Forschung zu gehen. Sechs Jahre Stelle am Stück, die ich hatte, das gibt es in den Geisteswissenschaften kaum noch. Von der Promotion an sehe ich heute keine Form der Finanzierung, die zugleich Raum für die Familienphase lässt, da ist der Bruch vorprogrammiert.

Aber das betrifft doch Frauen und Männer gleichermaßen?

Wolkenhauer: Das ist richtig, aber die Frauen denken mehr darüber nach. In der Reflexion ist eine Geschlechterdifferenz wahrnehmbar: Bei uns gehen die Absolventen in der Regel an die Schulen. Lehrerin ist nun aber ein Beruf, der mit einer Familie zu vereinbaren ist. Spätestens mit der Promotion geht die Männerquote in der wissenschaftlichen Karriere drastisch nach oben.



Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen

Verändert sich das Umfeld, wenn mehr Frauen zum Beispiel in den universitären Gremien dabei sind?

Krägeloh-Mann: Man kann es von zwei Seiten betrachten: Manche Frauen genießen auch die Sonderrolle, die einzige Frau in der Runde zu sein. Man fällt auf jeden Fall auf, das ist schon ein Vorteil. Ich hatte in letzter Zeit mehr mit den Linguisten zu tun und war positiv erstaunt, als bei der Terminsuche eine Kollegin sagte, abends um 20 Uhr könne sie nicht, da müsse sie die Kinder abholen. Das wäre in der Medizin ein No-Go. Dabei müssten eigentlich auch die Männer familienfreundlichere Termine fordern. Wären mehr Frauen dabei, würde es vermutlich besser geregelt – und das ja auch im Sinne der Männer.

Wolkenhauer: Bei uns am Institut haben alle Kinder. Lebensbereiche, die es vorher auch schon gab, werden durch die Frauen sichtbarer, und das hilft. Bei uns kann man sagen, dass man sein Kind abholen muss.

Müssten die Frauen noch mehr für sich einfordern?

Wolkenhauer: Die Stellschrauben sind in den Köpfen der Menschen. Was fehlt, ist ja bekannt, es ist auch eine Liste der Trivialitäten: die Termine für Gremiensitzungen oder Kindergartenplätze, für die man das Kind nicht zwei Jahre vorher anmelden muss. Bisher ist es auch das alleinige Problem von Chefin oder Chef, wenn sie eine Frau einstellen, die dann wegen Kindern ausfällt. Dann gibt es keine Vertretung. Das muss man ändern. Die Stellen im Mittelbau müssten längerfristig vergeben werden. Frauen haben oft im privaten Bereich mehr zu tragen, und dann werden sie eben wegen der jetzigen Zahlenverhältnisse auch stärker

Professorin Dr. Anja Wolkenhauer wurde 2010 auf den Lehrstuhl für Lateinische Philologie am Philologischen Seminar der Universität Tübingen berufen. Sie hat nach einer Ausbildung zur Antiquariatsbuchhändlerin an der Universität Hamburg studiert und promoviert. Auf einer Assistenzstelle, mit ihrem ersten Kind, hat sie sich dort auch habilitiert. Vor ihrer Berufung war sie schon als TEA-Gastprofessorin an der Universität Tübingen und zog dann mit ihrem Mann und inzwischen zwei Töchtern aus Hamburg hierher.



in den Gremien herangezogen, all das strapaziert die knappe Zeit und macht es unnötig schwer.

Krägeloh-Mann: Man braucht mehr Teilzeitmodelle. Es muss in den Köpfen der Chefs ankommen, dass zwei halbe Stellen sich sehr gut ergänzen können. Die Verwaltung ist überhaupt nicht das Problem, sie macht alle Modelle mit.

Wolkenhauer: Wenn ein Kind da ist, müssen Eltern den Rollenvertrag neu verhandeln. Zu der Zeit sind die Frauen oft nicht im besten Zustand, haben vielleicht drei Wochen lang nicht durchgeschlafen, dann sind Verhandlungen schwierig. Es kann aber auch positiv laufen, und da bewundere ich die Männer. Ich glaube, dass mein Mann die höhere Emanzipationsleistung bringen muss. Denn mir wird immer schon angerechnet, dass ich ja zwei Kinder habe, er hingegen muss begründen, weshalb er bestimmte Elternpflichten wahrnimmt. Jungen Frauen wird es immer noch leichter gemacht, in das klassische Rollenbild der Hausfrau und Mutter hineinzugehen, dieser Weg ist gebahnt. Welcher Weg der richtige war, zeigt sich erst nach zehn oder 20 Jahren. Jeder bezahlt einen Preis – es ist immer etwas da, das als Lebensmöglichkeit nicht realisiert wird.

Was haben Sie international für Erfahrungen gemacht?

Krägeloh-Mann: Ich war in Dänemark und Frankreich. Da gibt es ganz starke Unterschiede zu Deutschland. Ich habe für eine Studie mit ehemaligen Frühgeborenen in Dänemark Kinder nachuntersucht. Und wo habe ich die gefunden? In den Betreuungseinrichtungen, ohne die Eltern. Das erinnert mich an die Entwicklung in Deutschland, an die frühere Familienministerin Lehr unter Kanzler Kohl, die sich für mehr Kindergarten- und Krippenplätze auch für ganz kleine Kinder engagiert hat. Die ist schier auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden. Erst Ministerin von der Leyen hat das zwei Jahrzehnte später durchgekriegt.

Wolkenhauer: In der Lateinischen Philologie ist ein wichtiges Bezugsland Italien. Die meisten meiner italienischen Kolleginnen haben keine Kinder, und zwar gegen ihren Willen. Es gibt keine institutionelle Kinderbetreuung, und die Bezahlung ist geringer, sie können das also auch nicht selbst schultern. Universitäre Führungspositionen sind rein männlich besetzt.

Was würden Sie Ihren jungen Studentinnen auf den Weg geben für eine Karriere in der Wissenschaft?

Krägeloh-Mann: Wer Interesse und Begabung hat, sollte an sich selbst glauben. Das ist eine wichtige Botschaft, das kann nicht nur von außen kommen. Sicherlich braucht man aber auch Vorbilder.

Wolkenhauer: Im Kern würde ich das genauso sagen. Wenn es jemand wirklich will und kann, dann werde ich es mit aller Kraft unterstützen. Aber, und das ist wichtig: Mach' einen Plan B und einen Plan C, und vielleicht sogar noch weitere Pläne. Damit du nicht, wenn das Projekt Uni scheitern sollte, und das klärt sich bei Geisteswissenschaftlerinnen mit Anfang oder Mitte Vierzig, ins Bodenlose fällst.

Krägeloh-Mann: Es gibt in der medizinischen Therapie die Vorstellung, dass Therapieziele schrittweise definiert werden. Jemand mit einer spastischen Lähmung sollte sich nicht das Ziel setzen, sofort laufen zu wollen. So kann man auch die Karriere sehen. Natürlich muss man eine Vision haben, aber sich erst mal konkret für den nächsten Schritt engagieren.

Wolkenhauer: Manches ist auch schon wieder schwieriger geworden. Als ich studiert habe, stand mir alles offen. Vielleicht war das auch mein Weg. Meine Studentinnen haben viel geschlossener Ziele, den weiten Horizont nutzen sie nicht. Ich erlebe sie als sehr sicherheitsfixiert. Anders als meine eigene Generation, in der allerdings auch viele heute noch keine feste Stelle haben.

Krägeloh-Mann: Das war für mich auch wichtig, die Vision, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, die man wahrnehmen kann, hat Freiheitsgrade aufgezeigt. Auch ohne dass eine Möglichkeit genau vorprogrammiert war, findet man einen Job und eine Perspektive. Dieses Vertrauen findet man heute weniger. Das spiegelt wahrscheinlich den höheren Erwartungsdruck und die Stellensituation an den Unis.

Das Gespräch führten Antje Karbe und Janna Eberhardt.



Neue Perspektiven: Sigma

Private Akutklinik für Psychiatrie und Psychotherapie sowie psychosomatische Medizin mit integrierter Neurologie, Innerer Medizin, Allgemeinmedizin, Schlafmedizin, Traumatherapie

Prof. Dr. Christoph Bielitz, Ärztlicher Direktor
 Dr. Horia Crisan, Ärztlicher Direktor
 Dr. Franz Eberhard, Chefarzt
 Dr. Jürgen Feltgen, Chefarzt
 Hisham Khattab, Chefarzt

- Ganzheitliche Behandlungen nach kybernetischen Gesichtspunkten (Penta-Modell nach Univ. Prof. Burrer)
- Intensives dialogisch-interaktives Behandlungsangebot durch hohe Personaldichte
- Behandlungsschwerpunkte: Depressionen, Trauma-folgestörungen, psychosomatische Erkrankungen
- Ärztliche Weiterbildungsbefugnis: 24 Monate Psychiatrie, 18 Monate Psychosomatik
- Akademisches Lehrkrankenhaus der Uni Basel für postgraduale Studiengänge in Psychotherapie

S I G M A
www.sigma-zentrum.de

Sigma-Zentrum, Akutkrankenhaus
 79713 Bad Säckingen/Hochrhein
 Sofortaufnahme/Info
 Telefon 07761/5566-0
info@sigma-zentrum.de

Jeder Erfolg hat seine Geschichte.



Bosch in Reutlingen.

Viel Hightech. Viele Karrieren.

„Made by Bosch“ steht für **erstklassige Qualität eines Global Players. Profitieren Sie in einem international ausgerichteten Unternehmen von vielfältigen attraktiven Karrierechancen.** Der Geschäftsbereich Automobilelektronik bietet als Marktführer weltweit innovative elektronische Systeme, Steuergeräte, Sensoren und Halbleiter für Kraftfahrzeuge. In Reutlingen entwickeln und fertigen wir Halbleiter, Mikro-Hybride, mikromechanische Sensoren und Steuergeräte.

Wir bieten Hochschulabsolventen/-innen der Ingenieur-, Natur- oder Wirtschaftswissenschaften individuelle Einstiegsmöglichkeiten. Auch Studenten/-innen ermöglichen wir, durch Praktika oder Abschlussarbeiten die Praxis hautnah kennen zu lernen.

Jeder Erfolg hat seinen Anfang.

Bewerben Sie sich jetzt online.

Robert Bosch GmbH
 Personalabteilung Reutlingen
 Telefon 07121 35-6909

www.bosch-career.de



BOSCH
 Technik fürs Leben

Begeisterung für Medizintechnik bei Aesculap

Wir bieten für Studentinnen und Studenten ingenieur-, natur- und wirtschaftswissenschaftlicher Studiengänge in einer zukunftsorientierten Arbeitswelt

Praktika | Bachelorarbeiten | Masterarbeiten

Interessiert? Dann freuen wir uns auf Ihre Online-Bewerbung.

Aesculap AG | www.aesculap.de | Aesculap – a B. Braun company



B | BRAUN
SHARING EXPERTISE

A-PE13026

Von Business keinen Plan?

Mit dem **GmbH-Führerschein** zur erfolgreichen Existenzgründung!



- **GmbH-Führerschein**
Wie Sie eine GmbH richtig gründen und führen
- **Existenzgründungsberatung**
Der erfolgreiche Start als Unternehmer
- **Die richtige Wahl der Rechtsform**
Unternehmensgründung allein oder mit Partnern
- **Besondere Branchenerfahrungen in den Bereichen**
Beratung, Engineering, IT, Kommunikation, Medien
- Mehr Info?
www.LSuM.de

Ihr Ansprechpartner:
Hans-Joachim Maluck, Steuerberater

LS&M Steuerberatungsgesellschaft mbH
Konrad-Adenauer-Straße 9 · 72072 Tübingen · Fon 07071 920 400 · info@LSuM.de



Und immer wieder gender ...?!

VON ELVIRA MARTIN

Elvira Martin unterrichtet seit fast drei Jahrzehnten Gender Studies. Viel hat sich in diesen Jahren verändert: Der Weg ging vom Privaten zum Politischen. Von den Gender Studies zu den Disability Studies als gemeinsame Entdeckungs- und Denkperspektive.



Elvira Martin studierte Germanistik, Biologie und Erziehungswissenschaft in Tübingen. Sie unterrichtet Gender Studies am Leibniz Kolleg Tübingen und ist im Hauptberuf tätig in der kommunalpolitischen Interessenvertretung behinderter Menschen (FORUM & Fachstelle INKLUSION im SOZIAL-FORUM TÜBINGEN e.V.)

Montags, früher Nachmittag im Leibniz-Kolleg Tübingen: fünf erwartungsvolle Gesichter und meine 27. Studiengemeinschaft Gender Studies in diesem Haus. Auch dieses Studienjahr ist der Kurs wieder einer derjenigen, der – anders als vielleicht die Kurse Politik, Germanistik, Biochemie oder Physik – aus einer kleinen Gruppen Studierender besteht. Dafür steht er aber unter besonderer Beobachtung des gesamten Jahrgangs. Was macht ihr da? „Emanzen“-Kurs? Brauchen wir das noch? Trotz oder wegen dieses öffentlichen Interesses am Kursgeschehen steht am Ende des Studienjahres für die Teilnehmenden nicht selten das Resümee, an einem der intensivsten und erkenntnisreichsten Kurse teilgenommen zu haben. Was geht da vor sich?

Die Zahl der Teilnehmenden ist selten zweistellig. Überwiegend Studentinnen, aber mit zunehmender Beharrlichkeit auch immer einige männliche Kommilitonen treffen sich einmal wöchentlich. Da punktet natürlich auch die Qualität der Arbeit in kleinen Gruppen, das Erleben und Mitgestalten intensiven gemeinschaftlichen Lernens. Aber noch etwas anderes spielt in Gender Studies eine Rolle: Selten verbindet eine Thematik ein Denken mit weitem geistigen Horizont, bisweilen auch gegen den Strich und außerhalb

gewohnter Bahnen, sich mit persönlicher Erfahrung und persönlichem Bezug.

Das Private ist politisch

Mit dem kurzen und griffigen Slogan „Das Private ist politisch“ gelang es der zweiten Frauenbewegung in Deutschland das – vermeintlich – Private in den öffentlichen Blick zu nehmen und laut und vernehmlich politisch durchzusetzende Veränderungen zu fordern.

Der in diesem Slogan für die meist kaum zwanzig Jahre alten Kursmitglieder identifizierbare Blick auf die „Normalität“ des Privaten setzt dann in der Regel spannende Erkenntnisprozesse in Gang. Die Aktualität des Themas ist damit zunächst einmal eine persönliche Aktualität.

Wir unterfüttern den Diskurs im weiteren Verlauf des Seminars mit Einblicken in die Entstehungsgeschichten der uns so normal erscheinenden Geschlechterverhältnisse und die jeweiligen Begründungszusammenhänge. Wir folgen den Spuren, Verdecktes sichtbar zu machen und nehmen die Möglichkeit in Anspruch, zu anderen Bewertungen zu kommen und manches neu zu denken. Das Nachvollziehen der Konstruktion lenkt den Blick direkt auf die Frage der

Dekonstruktion und auf mögliche Strategien zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit und zum Abbau von Diskriminierung.

Spätestens an dieser Stelle rückt bisweilen mit voller Wucht die Frage in den Mittelpunkt: Wie weit reicht denn nun eigentlich unsere soziale Praxis von Geschlecht? Bleibt da nicht doch irgendwo ein Bodensatz von Natur und natürlicher Bestimmung? Die Erkenntnis der Konstruktion treibt die Neugier an. Das, was undenkbar war, öffnet sich im Diskurs: Was wäre, wenn es gar keine in der Natur zu identifizierende Eindeutigkeit von Geschlecht gäbe, kein Grundmuster, an das sich soziale Praxis unausweichlich binden könnte?

Die Wucht der Frage verpufft und gewährt Raum für neue Fragen.

Können wir mit der alten Sprache Neues denken?

Das kritische Potenzial von Gender Studies gegenüber wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn und dessen Reflexion ist ein aufregender Streckenabschnitt im Kursgeschehen. Mit welcher Sprache können wir überhaupt über diese Dinge sprechen, die es neu zu denken gilt: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“. Da ist hilfreich, wenn Ludwig Wittgensteins berühmter Satz im Kurs Wissenschaftstheorie am Leibniz Kolleg parallel verhandelt wird. Ganz interdisziplinär fragen wir uns, mit welcher Sprache wir über Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht sprechen können, wenn wir den Gegenstand nicht mehr als dual, polar und hierarchisch im Sinne einer eindeutigen Männlichkeit und Weiblichkeit verhandeln wollen?

Jetzt wird das Thema zum Spagat oder auch zu einer Art Quadratur des Kreises. Die Dekonstruktion von Geschlecht legt die Auflösung dieser Kategorien und ihre Bedeutung in der sozialen Praxis nahe.

Gleichzeitig findet aber in der sozialen Praxis unter Bezug auf die Kategorien „männlich“ und „weiblich“ Ungleichbehandlung und Diskriminierung statt – und dies durchaus in erheblichem Ausmaß. Der Blick für die politische Aktualität des Themas schärft sich aus der Dramatik sozialer Praxis, seien es Zugänge zu Erwerbsarbeit und gleichem Lohn, Karriereverläufe, aber auch die praktizierten Geschlechterverhältnisse in Prostitution und Pornografie.

Auf all dieses gilt es zu reagieren.

Als politische Strategie ist der Ansatz der Dekonstruktion insofern nur begrenzt tauglich, weil noch langwieriger als jede politische Intervention. Schon die Strategie des Gender Mainstreamings arbeitet mehr mit der Vorstellung eines – notwendigen – Bewusstseinswandels und einer Sensibilisierung als mit effektiven und direkten politischen Maßnahmen wie Quotenregelungen, Nachteilsausgleichen, Diskriminierungsverboten und ähnlichem.

Zwischenbilanz: Wir sind also mittendrin. Ob jeder gegenerte Text als gelungen durchgeht, – aktuell: Grundgesetz, Straßenverkehrsordnung – mag dahin gestellt sein. Gesprächs- und Denkstoff bieten sie allemal. Wichtiger mag aber dabei die Anstrengung sein, über eine präzise Sprache und mit starkem Ausdruck Vorgänge zu benennen und aus dem Dunkel der Normalität ans Licht zu holen.

Disability Studies – Behinderung ist kein Defizit

Der Blick über den Tellerrand von Gender Studies erschließt Einblicke in die soziale Praxis anderer gesellschaftlicher Konstruktionen, die im traditionellen Verständnis sich im persönlichen körperlichen, geistigen oder seelischen Schicksal einer Person abspielen.

So stellen Disability Studies radikal in Frage, dass „Behinderung“ ein körperliches, geistiges oder seelisches Defizit einer Person sei. Sie fragen folgerichtig nach den gesellschaftlichen Regulationsmechanismen und Machtverhältnissen, die es erlauben, dass gesellschaftliches Denken und Handeln, Strukturen und Organisationsformen Barrieren errichten, an denen Menschen als dadurch „Behinderte“ an Teilhabe gehindert werden.

Die gemeinsame Basis von Disability Studies und Gender Studies ist identifizierbar als de/konstruktivistische Forschungs-, Ent-Deckungs- und Denkperspektive.

Aus der politischen Praxis kommend spielt in den Disability Studies der Begriff der Inklusion eine aktivierende Rolle. Er verweist auf die Vielfalt von Identitäten und Kompetenzen und repräsentiert das Ziel, mittels theoretischer und politischer Interventionen die kulturellen Deutungsmuster einer Gesellschaft zu entwickeln unter Partizipation der Betroffenen: „Nichts über uns ohne uns“. Damit geht er möglicherweise über dekonstruierende Prozesse hinaus, die zunächst auf die Destabilisierung von Konstrukten abzielen.

Spannend bleibt, ob und wie es mit einer inklusiven Haltung und mit inklusivem Handeln gelingen kann, den komplexen Verflechtungen von Geschlecht, Behinderung und anderen gesellschaftlichen Konstrukten (Intersektionalität) Rechnung zu tragen durch die Erkennung und Anerkennung von Vielfalt als komplexes und interdependentes Geschehen.

Wieder zurück ins Leibniz Kolleg: Wir sind gedanklich in großen Höhen und Weiten, aber dennoch bleibt darin nah und spürbar die Verantwortung für das eigene Handeln in diesen komplexen Verhältnissen in Wissenschaft, Politik und im eigenen Leben. Da schließt sich der Kreis wieder an der Stelle der persönlichen Aktualität.

So verlasse ich dann montags nach dem Kurs regelmäßig das kleine Kämmerchen unter dem Dach mit dem pompösen Namen „Studiengemeinschaftsraum“, in dem um einen unförmigen von den Jahren gezeichneten Holztisch altersschwache Holzstühle zum aufrechten Sitzen (und Denken?) zwingen, zwänge mich durch die Privatheit dichtgedrängt stehender übervoll behängter Wäscheständer zur Treppe und gehe die knarrenden Stiegen hinunter – nicht daran zweifelnd, auch zum 28. Mal diesen Kurs in diesem Haus wieder anbieten zu wollen.

Männerdomänen – Frauendomänen

Welche Rolle spielt die Geschlechterverteilung während des Studiums? attempto! hat Frauen befragt, die in Männerdomänen arbeiten und Männer, die in ihrem Fach zur Minderheit gehören.



INFORMATIK: **”** Die Informatik war eine Männerdomäne

Britta Dorn, 34 Jahre, hat in Mathematik promoviert. Als Postdoktorandin war sie in der Theoretischen Informatik in Tübingen und als Dozentin für Mathematik an der Universität Ulm tätig. Seit einem Jahr ist sie Juniordozentin bei den Informatikern der Universität Tübingen. Sie unterrichtet in einer Männerdomäne, aber diese verändert sich langsam.

Ich habe Mathematik mit Nebenfach Informatik studiert, da gab es wenige Frauen. Es kam mir nicht als Männerdomäne vor, weil die Frauen aus dem Lehramtsstudium mit uns in der Vorlesung saßen. Aber ich wurde in meinem ganzen Studium in Tübingen von keiner Professorin unterrichtet – es gab keine. Meine Doktorarbeit wurde dann von einer Professorin mitbetreut. Eine erfolgreiche Wissenschaftlerin aus Slowenien mit zwei Kindern, die für mich ein großes Vorbild wurde.

Es gab öfters Situationen, in denen klar wurde, dass Frauen in der Mathematik oder Informatik bisher eher die Ausnahme sind. Auf Konferenzen wurde ich mehrmals von anderen Teilnehmern gefragt, ob ich Kaffee bringen könne. Sie gingen automatisch davon aus, dass ich zu den Bedienungen gehöre. Als ich in Ulm meine erste Vorlesung hielt, saß in der ersten Reihe ein älterer Student, und viele haben darauf gewartet, dass er die Vorlesung hält und waren überrascht, als ich dann aufstand.

Am Anfang meines Informatikstudiums wurde, eben weil es so wenig Studentinnen gab, eine Frauenübungsgruppe eingerichtet, die von einer Frau unterrichtet wurde. Ich fand das im Nachhinein schlecht, weil die anderen dachten, wir bräuchten mehr Unterstützung oder Gesprächszeit oder wollten unter uns sein. Die Dozenten waren aber immer sehr neutral und machten keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Studenten.

Es hat sich in den letzten Jahren viel verändert. Anstrengungen wurden unternommen, um Frauen für ein Informatik- oder Mathematikstudium zu begeistern – mit Erfolg. Außerdem hat ein Generationenwechsel stattgefunden, es gibt viele junge Dozenten und inzwischen auch Dozentinnen. Heute sagen mir Erstsemesterstudentinnen der Informatik, dass sie beruhigt waren, als sie mich sahen, weil sie dann wussten, dass eine Frau das auch kann.



SPANISCH, ITALIENISCH, GESCHICHTE: Die kleinen Prinzen der Romanistik **”**

Als männlicher Student gehört Johannes Eisel in Spanisch und Italienisch zu einer Minderheit, in seinem ersten Hauptfach Geschichte aber zur Mehrheit. Der 26-jährige Lehramtsstudent

schildert die Vorteile des Studiums in einer weiblichen Domäne – bis hin zum Staatsexamen.

Bei der Wahl des Studienfachs war mir nicht klar, dass dieses Geschlechterverhältnis besteht. Für meine Entscheidung waren persönliche Gründe ausschlaggebend, besonders das Interesse an Spanien.

Ich habe es nie als problematisch wahrgenommen, unter Frauen zu studieren, eher im Gegenteil. Die Vorteile als Hahn im Korb äußern sich aber eher subtil: Im Gespräch oder im Seminar hat man oft das Gefühl, dass das, was ein Mann sagt, mehr Gewicht hat. Dabei würde ich nicht sagen, dass die Frauen sich kleiner machen, aber man fällt eben mehr auf, wird stärker wahrgenommen. Wenn ich mit Kommilitoninnen spreche, merke ich, dass sie die Situation ähnlich wahrnehmen. Eine Mit-Studentin bezeichnete uns mal als „die kleinen Prinzen der Romanistik“.

Das Lernen ist im Vergleich zu meinem anderen Hauptfach, der Geschichte, die männlich geprägt ist, schon anders. In einer Lerngruppe mit Frauen ist die Arbeit assoziativer als ich es aus der Geschichte kenne, wo sich die Männergruppen viel mehr auf einen Punkt fixieren. In der Frauengruppe bin ich dann oft derjenige, der darauf dringt, dass man wieder zum Punkt kommt. Das ist ein Geben und Nehmen: Frauen diskutieren die Themen breiter, und Männer wollen schnell fertig werden. In Spanisch war ich in dem Semester der einzige männliche Examenkandidat und habe genau davon profitiert.

Es ist eine schwierige Frage, wie man dieses Geschlechterverhältnis ändern könnte. Eine Männerquote? Da wird man früher ansetzen müssen. Ich denke, es liegt eher daran, dass wir schon in der Schule erzählt bekommen, Männer seien eher die Naturwissenschaftler und Frauen eher die sprachlichen Typen. Da müsste die Wahrnehmung grundsätzlich geändert werden.



PHARMAZIE: **”**
Nur Frauen fände ich
auch nicht gut

Simon Peter Henkes ist 28 Jahre alt und stammt aus Saarbrücken. Er studiert im 8. Semester Pharmazie an der Universität Tübingen. In dem Fach liegt das Verhältnis von Frauen zu Männern bei etwa 70 zu 30.

Dass ich im Pharmaziestudium hauptsächlich Kommilitoninnen haben würde, war mir vor Studienbeginn nicht bewusst. Es spielt auch keine Rolle, ich war das gewöhnt. Ich war auf einem ehemaligen Mädchengymnasium, da waren die Jungen immer in der Unterzahl. Nach dem Abitur habe ich ein Freiwilliges Soziales Jahr als Rettungssanitäter gemacht und bin dabei vom geplanten Medizinstudium abgekommen. Ein Heilberuf sollte es aber sein. In der Ausbildung zum Pharmazeutisch-Technischen Assistenten, für die ich mich entschieden habe, waren die Frauen noch viel stärker in der Mehrheit als jetzt im Studium, wir waren vier Männer unter 30 Frauen. Das Berufsumfeld in der Apotheke hat mir gut gefallen, aber bereits nach einem halben Jahr hatte ich Lust auf neue Herausforderungen.

Jetzt im Pharmaziestudium, wenn wir bei den Laborpraktika in Gruppen zusammenarbeiten, sind wir als Männer und Frauen vollkommen gleichberechtigt. Es ist nicht so, dass immer das eine Geschlecht den Ton angibt. In der Gruppe kommt es für mich auf die Zusammensetzung an. Prinzipiell arbeite ich gern mit Frauen zusammen. Ich selbst gerate schnell in Stress. Frauen können das besser abpuffern, sie arbeiten oft strukturierter und fleißiger. Ich bin verheiratet und nicht auf Partnersuche, vielleicht macht das die Zusammenarbeit unkomplizierter. Doch nur Frauen fände ich auch wieder nicht gut.

In meiner bisherigen Laufbahn habe ich mich nie diskriminiert gefühlt. Sicher gibt es schon einmal schnippische Kommentare über Frauen- und Männerklischees. Aber ich kann da viel ab und teile auch aus. Es ist keine Geschlechterfrage, mit wem sich ernsthaft zusammenarbeiten lässt. Dass man als Apotheker später Beruf und Familienleben vielleicht ganz gut miteinander vereinbaren kann, war bei mir keine Motivation für das Pharmaziestudium. Jetzt, mit Ende 20, kommt es mir aber gelegen, zumal meine Frau, die Betriebswirtschaftslehre studiert hat, beruflich Karriere macht.



PHYSIK: **”**
Die Physik ist weder
männlich noch weiblich

Nicole Reindl ist 28 Jahre alt und promoviert gerade in der Astrophysik. Ihren Bachelor hat sie in Siegen gemacht, für den Master kam sie nach Tübingen. Sie beschäftigt sich mit der Spektralanalyse von

Sternen, um deren Entwicklung zu erforschen.

Für sie spielt Geschlecht als Kategorie keine Rolle.

Ich habe in Siegen mein Studium der Physik begonnen, und damals war ich die einzige Frau. Zum Master ging ich dann nach Tübingen, denn in Siegen gab es keine Astrophysik. Hier sind vielleicht 20 Prozent der Studenten weiblich. In Siegen hatte ich auch weibliche Übungsleiter, in Tübingen waren meine Dozenten alle männlich. Aber ich habe nie schlechte Erfahrungen gemacht. Meine Professoren haben immer schnell eine gute Meinung von mir gehabt und mir zum Beispiel eine Bachelorarbeit angeboten. Die Physik ist weder männlich noch weiblich. Und die Lehre fand ich immer gut. Mir haben schon in der Schule Mathe und Physik gut gefallen, und ich könnte mir ein Leben ohne diese Schwerpunkte nicht vorstellen. Ich habe mich auch nie unwohl gefühlt, weil ich teilweise die einzige Studentin in meinem Semester war, aber ich habe auch vor allem männliche Freunde. Über Mode, Make-up oder Liebesbekenntnissen zu reden, das ist nicht meins. So ein Studiengang wie die Astrophysik zieht auch eine bestimmte Art von Menschen an.

Ein paar Machos gibt es immer und überall, aber die sind wirklich die Ausnahme. Denen habe ich teilweise Nachhilfe gegeben, und ich wusste dann, dass ich deren Sprüche nicht ernst nehmen muss.

Mir hat ein Professor in Siegen gesagt, wenn ich bei ihm die Doktorarbeit schreiben würde, würde er für mich mehr Geld bekommen als für einen Mann. Aber ich weiß nicht, ob das hier so ist. Niemand würde jemanden einstellen, von dem er fachlich nicht überzeugt ist. Meiner Erfahrung nach wird man als Frau weder diskriminiert noch bevorzugt. Ich habe mich auch schon für eine Summerschool beworben und wurde nicht genommen, es liegt also nicht am Geschlecht.

Raus aus der Uni, rein in die Kulturbahn.

Mit bis zu 5 Leuten für 23 Euro*
1 Tag lang mobil.

Die Kulturhighlights zwischen Tübingen, Pforzheim und Maulbronn entdecken.

- Günstig zu den Highlights fahren, kulturelle Vielfalt entdecken und jede Menge Freizeitspaß erleben.
 - **Kulturbahn-Ticket:** 5 Leute. 1 Tag. 23 Euro*. Gültig einen Tag lang von Mo. bis Fr. von 9 bis 3 Uhr, Sa. und So. von 0 bis 3 Uhr des Folgetages für die Strecken von Tübingen nach Pforzheim sowie von Tübingen nach Maulbronn Stadt.
 - Fahrradmitnahme: Kulturbahn-Rad-Ticket für 2,50 Euro pro Tag und Fahrrad.
 - Mehr unter www.bahn.de/rab
- Die Bahn macht mobil.**

* Preise an DB Automaten, für nur 2 Euro mehr mit persönlicher Beratung in allen DB Verkaufsstellen im Geltungsbereich.



Wir fahren für:



Ingenieur- und Meisterbetrieb
Planung und Ausführung aus einer Hand
Verkauf und Service exklusiver Hausgeräte

<p>Hausgerätestudio mit „1a“-Beratung und prämiertem Service:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Individuelle Terminvereinbarungen, auch zu Hause • Premium Markenhersteller • Kaffeebar und Aktionstage • Auslieferung und Anschluss durch qualifizierte Mitarbeiter • „1a“-Fachwerkstatt und Kundendienst • Barrierefreier Zugang Parkplätze direkt vor Ort 	<p>Planung und Ausführung sämtlicher Stark- und Schwachstromanlagen:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Komfort Elektroinstallationen, Neubau und Renovierung, barrierefreie Installation • Sicherheitstechnik: Brand- und Einbruchmeldesysteme, Zutrittskontrolle, Videoüberwachung • Kommunikations- und Datentechnik • Automatisierungstechnik, Schaltschrankbau, Bustechnologien • BHKW, Regenerative Energiequellen Solartechnik, Wärmepumpen • e-Check für Privat und Gewerbe • Klimaanlage
--	---







EP:Elektro Kürner

Handwerkerpark 9
72070 Tübingen
Tel.: 07071 943800
info@elektro-kuerner.de
www.elektro-kuerner.de

ELEKTRO KÜRNER

Dienstleistungszentrum GmbH
Ingenieur- und Meisterbetrieb
der Elektroinnung Tübingen

Ingrid Hornberger-Hiller RECHTSANWÄLTIN

Tätigkeitsschwerpunkte:

Vertragsrecht
Familienrecht
Markenrecht

Stöcklestr. 20,
72070 Tübingen,

www.hornberger-hiller.de,

Telefon 07071/44515,

Telefax 07071/410 808

www.ksk-tuebingen.de

„Perspektive“

Mission Possible:

Finanzieller Erfolg

Ihr persönliches Konto mit:

- individueller Beratung
- internationalen Geldverfügungen
- Studentenkredit
- Kreditkarte

 Kreissparkasse
Tübingen

Jetzt
kostenloses
Girokonto
eröffnen

rundum span(n)end

www.

 **wabra** .net

wabra gmbh · Rittweg 59 · 72070 Tübingen-Hirschau
Telefon: 0 70 71/97 01-0 · Telefax: 0 70 71/97 01-33 · wabra@wabra.net
Schleifscheibenaufnahmen • Präzisionsteilefertigung • Messtechnik • Baugruppenmontage

Frauenherzen schlagen anders

Christine Meyer-Zürn will in der Gendermedizin eine bessere Versorgung von Frauen mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen etablieren



Kardiologin
Christine Meyer-Zürn
bei der Untersuchung
einer Patientin.

Nur langsam setzt sich die Erkenntnis, dass es bei Herz-Kreislauf-Erkrankungen große Geschlechtsunterschiede gibt, bei Medizinern und Laien durch, so die Erfahrung von Dr. Christine Meyer-Zürn. „Bei einem Herzinfarkt-patienten haben auch viele Mediziner noch vor allem den gestressten Manager im Kopf. Dabei sind Herz-Kreislauf-Erkrankungen auch bei Frauen die Todesursache Nummer eins“, sagt die Fachärztin in der Abteilung Kardiologie und Kreislaufkrankungen des Deutschen Herzkompetenz Zentrums Tübingen unter der Leitung von Professor Meinrad Gawaz. Es sei zwar richtig, dass Frauen durch einen hohen Östrogen-Hormonspiegel im Blut vor einem Herzinfarkt zunächst viel besser geschützt seien. „Wenn der aber in der Menopause sinkt, steigt das Risiko stark an“, sagt Christine Meyer-Zürn. Frauen sind beim ersten Herzinfarkt im Durchschnitt zehn bis 15 Lebensjahre älter als Männer.

Christine Meyer-Zürn erarbeitet neue Konzepte der Risikostratifizierung bei Frauen mit Herz-Kreislaufkrankungen mittels der Analyse von Biosignalen, die aus dem Elektrokardiogramm (EKG), der Atmung und aus dem Blutdrucksignal gewonnen werden.

Schon seit einigen Jahren werden hierfür alle Frauen, die sich in der Chest-Pain-Unit der Notaufnahme der Klinik einfinden, systematisch unter-

sucht. Während sich ein Herzinfarkt bei Männern häufig über stechende Schmerzen in der Brust oder im linken Arm bemerkbar macht, verspüren Frauen eher Übelkeit oder Bauchschmerzen. Diese weiblichen Symptome sind sehr unspezifisch und bewirken daher oftmals eine starke zeitliche Verzögerung von Diagnostik und Therapie. Bei ihren Studien werten die Forscher die Biosignale der Patienten aus und filtern über bekannte sowie eigens entwickelte Algorithmen diejenigen heraus, die am besten zur Einschätzung spezifischer weiblicher Herzinfarkttrisiken dienen könnten. „Von der ersten Vorstellung der Frauen in unserer Chest-Pain-Unit bis zur Entlassung aus der Klinik verfolgen wir den Ablauf des Herzinfarkts bei Frauen“, erklärt die Ärztin. Optimal wäre es, die Frauen mindestens fünf Jahre nach dem Infarkt systematisch weiter zu untersuchen, auch Sterbedaten müssen einbezogen werden.

Während sich ein Herzinfarkt bei Männern häufig über stechende Schmerzen in der Brust oder im linken Arm bemerkbar macht, verspüren Frauen eher Übelkeit oder Bauchschmerzen.

Bisher rechnen häufig weder Mediziner noch vor allem Frauen selbst mit einem Herzinfarkt. Im Schnitt vergehen bei Frauen 30 bis 60 wertvolle Minuten mehr als bei Männern, bis sie eine geeignete Behandlung erhalten. „Dabei werden die Möglichkeiten der Diagnostik seltener ausgeschöpft, es werden weniger aufwendige Tests mit geringerer Sensitivität und Spezifität angewandt. Hinzu kommt, dass auch die diagnostischen Instrumente auf den männlichen Organismus optimiert wurden, Belastungs-EKGs sind bei Frauen deutlich weniger aussagekräftig“, sagt die Medizinerin. Insgesamt weisen weibliche Patienten gegenüber

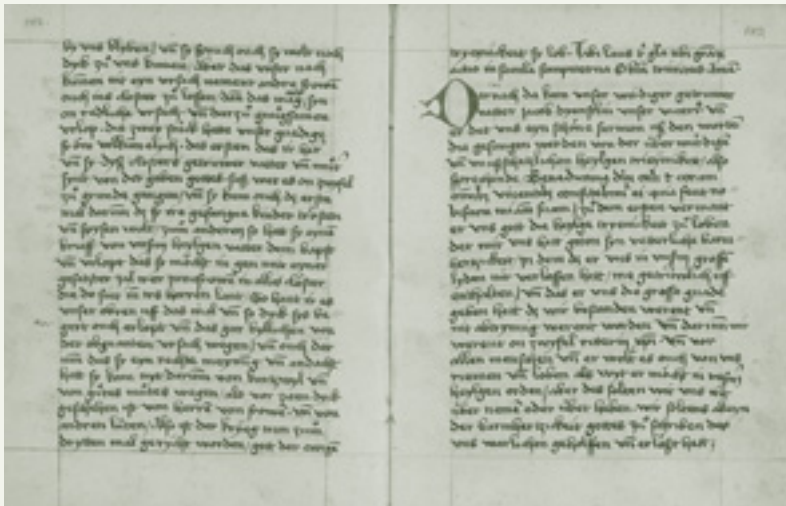
Männern in der Phase direkt nach dem Infarkt eine erhöhte Sterberate auf, sie sind unterversorgt. Christine Meyer-Zürn will durch die Studie zur Risikostratifizierung Hochrisikopatientinnen nach Myokardinfarkt erkennen, die von einer engmaschigen kardiologischen Anbindung profitieren.

Doch nicht nur der Herzinfarkt, auch eine Herzmuskelschwäche wirkt sich häufig bei Männern und Frauen unterschiedlich aus: Während bei männlichen Patienten oft die Pumpfunktion des Herzens vermindert ist, lässt bei Frauen eher die Dehnbarkeit des Herzmuskels nach. Auch wirken die Medikamente gegen Herzmuskelschwäche bei Frauen oft weniger gut und haben mehr Nebenwirkungen.

„Es rückt erst langsam ins Bewusstsein, dass nicht alle an Männern gewonnenen Studiendaten unmittelbar auf Frauen übertragbar sind“, sagt Christine Meyer-Zürn. Um auch den Bedürfnissen von Frauen mit Herzmuskelschwäche gerecht zu werden und eine differenzierte Diagnostik sowie Behandlung zu ermöglichen, hat das Deutsche Herzkompetenz Zentrum Tübingen eine Spezialsprechstunde für Herzmuskelschwäche unter ihrer Leitung eingerichtet. Sie rechnet damit, dass in einigen Jahren nicht nur Frauen, sondern auch Männer und bestimmte Risikogruppen wie zum Beispiel Diabetiker von der differenzierteren Herzdiagnostik und -therapie profitieren werden. Nach ihrer Habilitation will Christine Meyer-Zürn auf jeden Fall in der Wissenschaft bleiben. „Natürlich kann man als Medizinerin in der Krankenversorgung unmittelbar etwas bewegen. Aber die schnelle Entwicklung in der Kardiologie gibt einem als Wissenschaftlerin auch das Gefühl, am Rad der Zeit mitdrehen zu können“, sagt sie – am Rad der Lebenszeit vieler Menschen. **JE**

60 Jahre Geschichtliche Landeskunde in Tübingen

Schon immer interdisziplinär und über Epochengrenzen hinweg



Chronik der Magdalena Kremerin

veranstaltete das Institut erst im Juni 2013 eine interdisziplinäre Tagung. Thema war die bemerkenswerte Chronik der Dominikanerin Magdalena Kremerin, die Einblick in den Alltag der Nonnen im 15. Jahrhundert gibt und gleichzeitig spannende politische Wirren schildert, in die die Nonnen 1487/88 gerieten.

Im kommenden Jahr zu seinem Jubiläum öffnet das Institut seine Pforten auch und vor allem für eine interessierte Öffentlichkeit und versucht in guter Tradition auch über die Grenzen der Wissenschaft hinaus in den Dialog mit all denen zu treten, die an Landesgeschichte interessiert sind. Und das sind in Baden-Württemberg viele. Sie sind zum Beispiel im Förderverein des Instituts vertreten, der das Programm unterstützt. „Die Grundidee ist nicht nur ein Festakt mit Vortrag, das machen wir natürlich auch, aber wir machen auch ein breites Angebot für Kinder, Heimatforscher und Studierende und haben dies ‚Landesgeschichte zum Anfassen und Mitmachen‘ genannt,“ erzählt Georg Wendt, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut und verantwortlich für die Durchführung. Neben einer historischen Fahrradexkursion entlang konfessioneller Grenzen, einem Kinoabend mit teilweise unveröffentlichten Aufnahmen aus der Zeit des frühen Kinos von Tübingen beschäftigen sich zudem auch Veranstaltungen mit dem 500. Jahrestag des Tübinger Vertrags. Darüber hinaus wird es die Vorlesungsreihe „Was ist schwäbisch?“ im Studium Generale geben. „Einen Vortrag wird dabei Paul Freedman, Professor aus Yale, bestreiten, der die schwäbische Küche im kulturhistorischen Vergleich untersucht und sie in die Weltküche einordnet.“ Darauf sind wir gespannt. **ECZ**

Vorlage und Aufnahme: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 493 Bl 2

Im Jahr 2014 feiert das Tübinger Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften sein 60-jähriges Jubiläum. Nach dem Krieg und zwei Jahre nach Gründung des Landes Baden-Württemberg sollte damals ein Neubeginn stattfinden. In Abgrenzung zur Volks-, Rasse und Raumforschung der Nationalsozialisten wurde ein modernes Institut gegründet, das „die Geschichte einer Region nicht von oben nach unten, sondern das ganze Spektrum der historischen Themen als interdisziplinäre Regionengeschichte erforscht“, sagt Sigrid Hirbodian, Direktorin des Instituts seit 2011. Damit vertritt das Institut nun seit schon mehr als 60 Jahren ein Anliegen, das heutzutage fast schlagwortartig in aller Munde ist: die Interdisziplinarität und die Beschäftigung mit dem Raum über Epochengrenzen hinweg. „Gerade in einer Epoche der Globalisierung ist die Beschäftigung mit der eigenen Region dabei durchaus zeitgemäß und kann zur Bildung neuer regionaler Identitäten beitragen. Wir fragen uns aktuell, welchen Beitrag wir zu den ‚Areastudies‘ liefern können“, sagt Hirbodian.

Das Institut blickt auf eine erfolgreiche Arbeit der letzten 60 Jahre zurück, die mit großen Namen wie zum Beispiel

Hansmartin Decker-Hauff oder Sönke Lorenz verknüpft ist. Decker-Hauffs Vorlesungen wurden in den 70er Jahren auch von vielen Nichthistorikern besucht. „Er hatte eine ungeheure Popularität und hat durch seine charismatische Art das Interesse an der Landesgeschichte wesentlich bestimmt, denn er hat Geschichte nicht nur für Experten verstehbar gemacht“, betont Hirbodian. Sönke Lorenz wiederum bereicherte die Forschung des Instituts um neue und zeitgemäße Themen. In der interdisziplinären Hexenforschung, der Umweltgeschichte oder bei der Beschäftigung mit den Stiftskirchen profitiert das Institut noch heute von seinen auch internationalen Kontakten.

Die Arbeiten Sigrid Hirbodians beschäftigen sich vor allem mit mittelalterlichen Burgen, Herrschaft in der vor-modernen ländlichen Gesellschaft und – passend zum Thema dieses Heftes – mit geistlichen Frauengemeinschaften im Mittelalter. Zu Männergemeinschaften gäbe es – so Hirbodian – schon lange viele, gute Forschungsarbeiten. Die Erforschung geistlicher Frauengemeinschaften wie den Beginen oder Zisterzienserinnen begann allerdings als eigener Schwerpunkt erst in den neunziger Jahren. Zum Dominikanerinnenkloster in Kirchheim unter Teck

Forschung gendert sich nicht von selbst!



Neues Zentrum für Gender- und Diversitätsforschung vernetzt Wissenschaftler aus allen Fachbereichen

Mütter auf der Karriereleiter, Väter in Elternzeit und ein drittes Geschlecht: Dass Bilder von „typischen“ Männern und Frauen heute hinterfragt werden, ist auch Verdienst der „Genderforschung“. Sind also nach 40 Jahren alle wissenschaftlichen Fragen dazu geklärt? „Ganz und gar nicht“, finden die Professorinnen Regina Ammicht-Quinn und Ingrid Hotz-Davies. Gemeinsam haben sie die Leitung des neuen Zentrums für Gender- und Diversitätsforschung an der Universität Tübingen übernommen – und blicken, gutgelaunt, auf einen Berg Arbeit.

Was machen solche Kategorien mit unserem Denken und unserem Leben?

Die Universität Tübingen arbeitet seit Jahren daran, Gleichstellung in allen Bereichen umzusetzen. Und auch die Forschung thematisiert Gender in verschiedensten Fachbereichen. So untersucht Anglistin Ingrid Hotz-Davies englische Literatur meist auch mit Blick auf Gender-Fragen. Regina Ammicht-Quinn beschäftigt sich am Internationalen Zentrum für Ethik in den Wissenschaften unter anderem mit Diskursen zu Gender oder Sexualität und mit feministischer Ethik. Ein Forschungskolleg thematisierte „Gendergrenzen“, Soziologen beschäftigen sich mit Geschlechterunterschieden im Bildungsverhalten und die medizinische Versorgungsforschung nimmt Geschlechterfragen in den Blick.

Es gibt sie also, die Tübinger Genderforschung – aber meist blieben die Disziplinen unter sich, sagen die Wissenschaftlerinnen. „Es kann Jahre dauern, bis du einen neuen Kollegen aus einem anderen Fach triffst“, sagt Hotz-Davies. Das Zentrum will Tübinger Genderforscher und -forscherinnen zusammenbringen und vernetzen, das war eines der Anliegen der Gründer(innen). In Workshops sind die Mitglieder dabei, gemeinsame Themen zu etablieren. Idealerweise ergäben sich so Kooperationsprojekte, langfristig eventuell ein eigener Drittmittelantrag. Im Sommer präsentiert sich das Zentrum in der Öffentlichkeit, mit einer Studium Generale-Reihe zu der Frage, warum wir Kategorien wie Ethnie, Sexualität oder Geschlecht immer wieder als „natürlich“ empfinden.

Das Hinterfragen von Zuweisungen und Kategorien ist also gemeinsames Forschungsinteresse. Das beziehe sich nicht nur auf die duale Einteilung in „Frau“ und „Mann“, wie Ammicht-Quinn sagt, sondern ließe sich beliebig fortführen: weiß-schwarz, behindert-nichtbehindert, arm-reich. „Eine Frage ist: Was machen solche Kategorien mit unserem Denken und unserem Leben?“, so die Ethikerin. „Wo sind die Grenzen durchlässig, wie kann man neu damit arbeiten, damit unser Denken nicht erstarrt?“ Im Gegensatz zur Genderforschung müsse sich die Diversitätsforschung hier erst einen Theoriefundus erarbeiten. Letztlich gehe es auch um Fragen der Gerechtigkeit. Konkret könnte Forschung hierzu Diversitäts-Projekte der Universität

Tübingen begleiten. „Wie wirksam ist beispielsweise die Anwerbung von internationalen Studierenden oder wie binden wir Studierende mit Migrationshintergrund ein?“

Der Genderbegriff soll deshalb nicht verdrängt werden, wie Hotz-Davies betont. „Eine Aufgabe wird sein, das UND im Titel des Zentrums auszutesen.“ Denn als Forschungsthema gelte Gender doch immer noch als „Nische“ und müsse weiter eingefordert werden. „Forschung gendert sich nicht von selber“, sagt die Literaturwissenschaftlerin. „Mein Verdacht: Sobald wir uns nicht mehr engagieren, verschwindet diese Forschungsarbeit.“

Deshalb gilt es, auch in kommenden Generationen, das Interesse für Gender- und Gleichstellungsthemen wach zu halten. Viele gingen davon aus, dass hier alles geklärt sei. „Dabei ist der Druck zur Geschlechternorm allgegenwärtig“, sagt Hotz-Davies. „Man kann keine Illustrierte aufschlagen, ohne daran erinnert zu werden, wie Frauen und Männer zu sein haben.“ Dazu komme eine veränderte Wahrnehmung: „Wer diskriminiert wird, so eine verbreitete Meinung, ist selber schuld“, erzählt Ammicht-Quinn. Ihr Wunsch für die Zukunft: „Dass Gender und Diversität für Studierende irgendwann selbstverständlicher Bestandteil ihres wissenschaftlichen Arbeitens sind.“ **KA**

Kontakt:
info@zgd.uni-tuebingen.de

Hilfe durch den Uni-Dschungel

ArbeiterKind.de unterstützt und berät Studierende, die als Erste in ihrer Familie den Weg an die Universität wagen

Was bringt mir ein Studium? Kann ich es mir überhaupt leisten? Und was ist ein Proseminar? Das können große Fragen sein, stammt man nicht aus einer Akademikerfamilie. Stella Tauber und Tobias Scheu wollen denen, die als Erste aus ihrer Familie ein Studium beginnen, ihre eigenen Erfahrungen weitergeben. Deshalb engagieren sie sich in der Initiative ArbeiterKind.de. „Wir möchten anderen Arbeiterkindern das Leben einfacher machen“, sagt Scheu.

Beide stammen aus Arbeiterfamilien und können die Schwierigkeiten nachvollziehen, die Studierenden aus diesem Milieu begegnen. Häufig geht es darum, wie sich ein Hochschulstudium finanzieren lässt. Eltern haben oft nicht die Mittel, um die Kinder zu unterstützen. Der Bafög-Antrag sei „eine Wissenschaft für sich“, sagt Tauber. Die Erfahrung des Unterschiedlich-Seins kann in vielen Situationen auftreten. Wer wie Stella Tauber das Abitur auf dem zweiten Bildungsweg macht oder vor dem Studium arbeitet, ist einige Jahre älter als die Kommilitonen und ein Exot. Oder kommt nicht mehr in den Genuss von Vergünstigungen bei der Krankenversicherung: Manche Arbeiterkinder haben bei Unklarheiten Angst, nachzufragen, um sich nicht bloßzustellen. Bisweilen bremst auch falscher Respekt vor dem Professorentitel. Oder man kommt sich komisch vor, wenn die Kollegen von Vätern erzählen, die Akademiker sind, während der eigene eben „nur“ Bäckermeister ist.

Ziel von ArbeiterKind.de ist es, zum Thema Finanzierung, aber auch bei den vielen anderen Fragen Hilfestellung zu geben. Die Initiative unterstützt aber auch bei der Studienauswahl, vermittelt Beratung und bietet ein Mentoring an. „Wir wollen Hilfe zur Selbsthilfe bieten“, sagt Scheu. Immer wieder betonen die beiden die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen, die Kinder durch ihre Eltern und deren Bekanntenkreis bekommen. Wer selbst studiert hat, kennt die Abläufe bei Bewerbung und Einschreibung,

hat eine Ahnung, wie man Stipendien bekommt und weiß, was ein Bachelor oder ein Hauptseminar ist. Die Koordinatoren der Tübinger Gruppe von ArbeiterKind.de wollen den Studierenden, die diesen familiären Hintergrund nicht haben, „durch den Dschungel helfen“: Dafür sind Netzwerke wichtig, die sie nach und nach aufbauen. Wie zum Beispiel der Student Hub am Weltethos Institut der Universität Tübingen: Studentische Initiativen sehr unterschiedlicher Ausprägung arbeiten hier zusammen. Die Gruppe ist dabei in ständigem Austausch mit den anderen Arbeiterkind-Regionalgruppen Süddeutschlands.

ArbeiterKind besucht auch Gymnasien, Realschulen und Werkrealschulen. Dort kann besonders Stella Tauber von eigenen Erfahrungen berichten: Sie hat die Hauptschule besucht, danach die Mittlere Reife gemacht und eine Ausbildung zur Rechtsanwaltsgehilfin begonnen. Neben ihrer Arbeit erwarb sie im Abendgymnasium das Abitur.

Tobias Scheu dagegen hat ganz normal das Abitur gemacht und dann, im Gegensatz zu vielen anderen Arbeiterkindern, ein Studium begonnen. Nach dem Bachelor in Soziologie und Verwaltungswissenschaften in Konstanz studiert er nun in Tübingen Human-geographie. Sein Studium hält für ihn finanzielle Herausforderungen bereit: Er muss an teuren Exkursionen teilnehmen und Praktika absolvieren – meist schlecht oder gar nicht bezahlt. „Wenn man nicht gerade Medizin oder Jura studiert, ist es schwierig, den Eltern zu erklären, was man genau macht“, sagt er. Sind die finanziellen Möglichkeiten begrenzt, wird häufig erwartet, dass die Kinder nach der Schule Geld verdienen. Ein Studium verursacht

dagegen zunächst Kosten, die sich erst viel später rechnen. Tauber berichtet von einer Studentin, die wegen genau dieses Problems Konflikte mit ihren Eltern bekam. „Fehlt die Unterstützung der Eltern, wird es schwierig.“

ArbeiterKind.de wurde 2008 von Katja Urbatsch und vier Kollegen in Gießen gegründet. Die Initiative hat bereits etwa 5000 Ehrenamtliche und Ableger in allen großen Universitätsstädten. Allerdings ist das Netzwerk im Norden und Westen Deutschlands dichter als im Süden. Die Initiative finanziert sich durch Spenden und aus Landes- und Bundesmitteln. 2010 gründete sich die Gruppe für Tübingen und Reutlingen. Ihr Kern besteht aus zehn Ehrenamtlichen, darunter Studierende, Doktoranden und Absolventen. Sie sind stolz darauf, dass sie bei den Prorektoren und in der Studienberatung längst bekannt sind. Neben ihren Auftritten in Schulen, bei Studientagen und auf Messen treffen Sie sich jeden ersten Dienstag im Monat im Bierkeller unter der Mensa Wilhelmstraße. Dort sind alle willkommen, die Hilfe brauchen oder sich engagieren wollen. JS

www.arbeiterkind.de

Kontakt zur Gruppe Tübingen/Reutlingen:

www.arbeiterkind.opennetworx.org/toro/resource/html#!entity.8671

Engagiert bei
ArbeiterKind Tübingen:
Tobias Scheu (l.) und
Stella Tauber.



TransStar und Transkulturell

Das Slavische Seminar entwickelt einen praxisbezogenen Studiengang und bildet Kulturvermittler aus

Übersetzungswerkstatt
der tschechisch-deutschen
Gruppe, geleitet von
Kristina Kallert aus
Regensburg



Foto: privat

Seit einem Jahr gibt es in Tübingen einen neuen Masterstudiengang: die Deutsch-Polnischen transkulturellen Studien. Das Besondere daran ist, dass nicht nur Tübingen, sondern auch die Universität in Warschau, seit vielen Jahren Partneruniversität von Tübingen, daran beteiligt ist. Das Studium findet abwechselnd in Tübingen und Warschau statt, aber nicht nur dort, denn zum Studium gehört auch in starkem Maße der Praxisbezug. Alle Studierenden müssen ein Praktikum in einer Kulturinstitution absolvieren.

„Wir versuchen, unseren Studierenden den Weg in die Praxis zu ebnet, ihnen die Möglichkeit zu geben, in eine Kulturinstitution reinzuschmecken und Kontakte zu knüpfen“, sagt Schamma Schahadat, Professorin für Slavistik. Der Studiengang entwickelte sich aus dem Projekt „Textabdrücke“, dessen Fokus auf dem literarischen Übersetzen lag, aber der neue binationale Doppelmaster ist noch breiter angelegt. „Ich kam darauf, dass ich viele Studenten – bei uns vor allem Studentinnen – hatte, die mir nach ihrem Examen sagten, ich werde jetzt Übersetzerin,“ erklärt Schahadat. Das Übersetzen in Theorie und Praxis ist Teil des viersemestrigen Studien-

gangs, dabei werden auch Workshops von renommierten literarischen Übersetzern und Übersetzerinnen aus dem Polnischen angeboten. Workshops zum kreativen Schreiben, zum Textlektorat und zur Literaturkritik ergänzen das wissenschaftliche Programm. Die Studierenden werden somit auf eine Tätigkeit im deutsch-polnischen Kulturbereich vorbereitet, haben aber auch die Möglichkeit, eine wissenschaftliche Karriere einzuschlagen.

Von der deutschen und der polnischen Seite können jeweils maximal acht Studierende an dem Studiengang teilnehmen. Da sie gleichzeitig entweder in Tübingen oder Warschau studieren, werden auch weiterreichende Kontakte geknüpft und transkulturelle Kompetenzen erworben.

In der Kombination von Internationalität mit anwendungsorientierter Lehre ist der deutsch-polnische Doppelmaster bislang einzigartig in der deutschen Universitätslandschaft. Er wird vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) und von der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung gefördert.

Ein weiteres europäisches Projekt, das ostmittel- und südosteuropäische Sprachen, ihre Literaturen und Kulturen in den Mittelpunkt rückt, wurde vom

Slavischen Seminar entwickelt und seit kurzem federführend koordiniert: „TransStar“. Es hat auch einen sehr praxisbezogenen Ansatz und verbindet literarisches Übersetzen mit internationalem Kulturmanagement. Es wird vom Programm für lebenslanges Lernen der Europäischen Union gefördert und ist auf drei Jahre angelegt. Die Grundüberlegung zu diesem Projekt war „wie können wir das literarische Übersetzen mit kleinen Sprachen verknüpfen und diese Sprachen auf der europäischen Landkarte sichtbarer machen“, erläutert Claudia Dathe, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Slavischen Seminar und Übersetzerin, die für die Koordination zuständig ist. „Für diese kleinen Sprachen gibt es nämlich keinen Studiengang und dies hätte auch nicht genügend Bedarf auf dem Arbeitsmarkt. Wir haben mit „TransStar“ eine Zwischenlösung gefunden.“

Literarische Kostproben unter:
www.transstar-europa.com

Sechs Länder sind daran beteiligt: Deutschland, Polen, Tschechien, Kroatien, Slowenien und die Ukraine. Auch das Literaturbüro in Freiburg, das Goetheinstitut in Kiew oder die Villa Decius in Krakau, weil die Studierenden selbst Veranstaltungen mit Autoren und zu Entwicklungen der Literaturen in den jeweiligen Ländern planen und durchführen und so als zukünftige Kulturvermittler Erfahrungen sammeln. Demnächst treffen sich in Krakau über 50 der Beteiligten aus den verschiedenen Ländern. Sie erhalten dort von erfahrenen Kulturvermittlern eine Einführung in das europäische Kulturmanagement und präsentieren dem polnischen Publikum erste Arbeitsergebnisse. **ECZ**

Kreuzfahrt mit friedenspolitischem Anspruch

Alle zwei Jahre fahren Tübinger Studierende mit dem Peace Boat

Eine Kreuzfahrt kann man mit einem Drink am Pool verbringen, man kann sich auf ihr aber auch mit Vergangenheitsbewältigung und Konfliktforschung beschäftigen. Letzteres geht besonders eindrücklich auf dem „Peace Boat“. Drei Mal im Jahr fährt dieses Schiff um die Welt, alle zwei Jahre sind Tübinger Studierende auf Etappen dabei. Im August 2013 stiegen wieder 20 Tübinger auf das Peace Boat und reisten von der Türkei über Griechenland und Malta bis nach Rom. Die Nichtregierungsorganisation Peace Boat entstand in Japan. In den 1980er Jahren fragten sich japanische Studenten, wie ihr Land bei seinen Nachbarn wahrgenommen wird. Um das herauszufinden, charterten sie ein Schiff und fuhren nach Korea und China. Die Idee wuchs und entwickelte sich zu einer „Kreuzfahrt mit friedenspolitischem Anspruch“, wie es Anne Romund von der „Berghof Foundation“ in Tübingen beschreibt. Die meisten Passagiere heute stammen noch immer aus Japan und buchen primär eine Kreuzfahrt. Sie bekommen aber ein umfangreiches und vielfältiges Bildungs- und Dialogprogramm zur Friedens- und Konfliktforschung mit dazu.

Im Jahr 2005 hatten das Tübinger Institut für Friedenspädagogik, das heute Teil der Berghof Foundation ist, und das Institut für Politikwissenschaft der Universität Tübingen die Idee, Studierenden den Aufenthalt auf dem Peace Boat und damit die Teilhabe an einer sehr praktisch orientierten Veranstaltung zu ermöglichen. Heute ist diese Exkursion „das Aushängeschild des Masterstudiengangs Friedensforschung und Internationale Politik“, sagt Maike Hans, Politikstudentin und Teilnehmerin der Tour 2013. Einfacher Grund: Das Angebot ist einmalig in Deutschland. Das besondere an den Peace Boat-Passagieren aus Tübingen ist, dass sie selbst Veranstaltungen an Bord und

in den Häfen organisieren. Diese werden in einem Seminar vorbereitet, die Dozenten kommen aus dem Institut für Politikwissenschaft und, wie Anne Romund, von der Berghof Foundation. Das wichtigste Thema ist jeweils die deutsche Vergangenheitsbewältigung, da die mehrheitlich japanischen Fahrgäste einen so offenen Umgang mit der eigenen Geschichte aus ihrer Heimat nicht kennen. Zusätzlich werden zu den angefahrenen Häfen Schwerpunktthemen erarbeitet. In diesem Jahr ging es um die Flüchtlingsproblematik im Mittelmeer an den Außengrenzen der Europäischen Union. Die Studierenden nehmen im Vorfeld Kontakt mit potentiellen Gesprächspartnern auf, häufig Nichtregierungsorganisationen. Vor Ort schildern diese ihre Arbeit oder organisieren Gespräche, etwa mit Flüchtlingen. Diese berichten von ihren Lebensbedingungen zu Hause, von ihrer Flucht und ihrer Situation in dem fremden Land. „Man kann viele Berichte und Statistiken lesen, aber wenn man mit Menschen spricht, hat das eine andere Dimension“, beschreibt Romund ihre Erfahrungen.

Die Berghof Foundation wurde von dem Tübinger Physiker Georg Zundel gegründet. Sie hat ihren Sitz in Berlin und beschäftigt sich mit Friedens- und Konfliktforschung.

Im Jahr 2012 fusionierte sie mit dem Tübinger Institut für Friedenspädagogik, mit dem sie vorher schon eng kooperiert hatte. Die Stiftung unterstützt die Tour auch finanziell, ebenso wie der Unibund und der DAAD. Trotzdem bleiben für jeden Teilnehmer Kosten von rund 700 Euro. Diese werden mit kreativen Aktionen weiter reduziert: Die Teilnehmer buken in der Vorbereitungszeit Waffeln, organisierten Partys oder stellten gegen eine Spende ihre Arbeitskraft zur Verfügung – sie mähten Rasen oder räumten nach Partys auf. Für die Studierenden sei es wertvoll, einmal die Universität mit ihren Modellen und Theorien zu verlassen und das wahre Leben zu sehen, sagt Maike Hans. „Man sieht, wie sich Theorien in der Realität anwenden lassen und wo sie an ihre Grenzen stoßen“, so die Politikstudentin. Die Tour habe sie neu motiviert und ihr den Sinn ihres Studiums vor Augen geführt. Im Rückblick sagt Hans:

„Man lernt unglaublich viel über sich selbst und über andere. Das wird mich auf Dauer beschäftigen und auch meine Berufswahl beeinflussen.“

JS

Andere Menschen und Kulturen kennenlernen und so Konflikte vorbeugen ist das Ziel des Peace Boats.



Fotos: Benedikt Keinath (2), Stacey Hughes (3)



Dual Career Maßnahmen

Mit Dual Career Maßnahmen unterstützt das Rektorat bei der Berufung von Spitzenwissenschaftler(inne)n deren Partnerinnen und Partner, wenn diese ihre Karriere fortsetzen wollen.

Chancengleichheit modernisiert Strukturen

Theorie und Praxis: Mit einer Lightversion von Gleichstellung dürfen sich die Hochschulen nicht abfinden



Susanne Weitbrecht hat Erziehungswissenschaft, Soziologie und Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Tübingen studiert. Seit 1996 ist sie Gleichstellungsreferentin an der Universität Tübingen. Ihre Aufgaben: Unterstützung der Universitätsgleichstellungsausschüsse und der Universitätsleitung bei der Umsetzung des gesetzlichen Gleichstellungsauftrags, konzeptionelle Entwicklung von Gleichstellungsmaßnahmen, Umsetzung von Gleichstellungsmaßnahmen, Monitoring, Beratung.

Wissenschaft versteht sich als meritokratisches System, das heißt als ein System, das auf dem Prinzip der Bestenauslese basiert. Somit sind Benachteiligungen, beispielsweise aufgrund des Geschlechts, kategorisch ausgeschlossen – sie würden dem Prinzip der Bestenauslese widersprechen.

Die Diskrepanz zwischen diesem Selbstverständnis der Wissenschaft und der Praxis von Förderung und Rekrutierung des wissenschaftlichen Personals ist Ursache und Ansatzpunkt der Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Historisch betrachtet ist die Anerkennung der Menschen-, Bürger- und damit auch Bildungsrechte für Frauen noch jung. Die Institution Universität ist deutlich älter. Ihr Selbstverständnis der Bestenauslese galt somit ursprünglich exklusiv für Männer: gut 400 Jahre lang galt an Universitäten die 100-Prozent-Männerquote. Dieser Sachverhalt ist bis heute tief in der Institution, ihren Strukturen, Kommunikationsformen und ihrem Selbstverständnis verwurzelt.

Die Genderforschung hat in den letzten 20 Jahren in zahlreichen Studien unter anderem aufgezeigt, wie offene und subtile Formen der Benachteiligung von Frauen in der Institution Hochschule funktionieren. So beschrieb zum Beispiel die Soziologin Jutta Allmendinger in einer Studie über Nachwuchswissenschaftlerinnen an Max-Planck-Instituten, wie Frauen durch unterschiedlichste Formen direkter und indirekter Benachteiligung in sogenannte „Cooling out-Prozesse“ gerieten, das heißt sich innerlich schrittweise von der Karriere in der Wissenschaft verabschiedeten.¹

Sie erhielten – trotz gleicher Leistung – nicht dieselben positiven Rückmeldungen und materiellen Unterstützungen wie männliche Kollegen. Diese Prozesse betrafen Frauen mit und ohne Kinder(wunsch) gleichermaßen, was deutlich macht, dass sich das Thema „Gleichstellung“ keinesfalls auf das „Vereinbarkeitsthema“ reduzieren lässt. Ein zweites Beispiel dafür, wie Benachteiligung im System Wissenschaft eingeschrieben ist, lieferte eine in der Zeitschrift „nature“ (1997) veröffentlichte Studie. Sie beschrieb den sogenannten „Gender gap“ bei Peer Review-Verfahren: Identische Forschungsanträge wurden positiver beurteilt, wenn die Gutachterinnen und Gutachter davon ausgingen, sie seien von Männern gestellt worden.²

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass eine zentrale Erkenntnis aus inzwischen 20 Jahren Gleichstellungspraxis an Hochschulen ist, dass Gleichstellungsdefizite immer auf Struktur- und Modernisierungsdefizite der Institution und ihrer Funktionsweise zurückzuführen sind. Hinzu kommen die Vorurteile in den Köpfen von Männern und Frauen, die sich bewusst oder unbewusst auf Wahrnehmung und Entscheidungen auswirken. Gleichstellungsmaßnahmen sind somit Maßnahmen, die zu Strukturverbesserungen führen und die Hochschule der Umsetzung ihres meritokratischen Selbstverständnisses näher bringen. Die Umsetzung des Menschenrechts auf gleichberechtigte Teilhabe an Bildung ist eine Voraussetzung für die Weiterentwicklung der Wissenschaft, für die Optimierung ihrer Leistungs- und Innovationsfähigkeit.

Doch obwohl die Hochschulen von tatsächlicher Chancengleichheit für Männer und Frauen noch deutlich entfernt sind, gibt es immer wieder Versuche, dieses Ziel in Frage zu stellen.

Ein spannendes Thema für die Genderforschung wäre vor diesem Hintergrund beispielsweise, warum das Ansinnen, Frauen und Männer in der deutschen Sprache gleichermaßen „sichtbar“ zu machen, oft heftigste und sehr emotionale Abwehrreaktionen auslöst. Interessant wäre auch, warum in wissenschaftlichen Disziplinen, die inzwischen einen Studentinnenanteil von deutlich über 50 Prozent haben, darüber diskutiert wird, wie der Gefahr der „Verweiblichung“ des Faches entgegengewirkt werden kann – gleichzeitig aber die sich zäh haltende „Vermännlichung“ zahlreicher Disziplinen (und Hierarchieebenen) nicht als Gefahr für die Wissenschaft wahrgenommen wird.

Um zurück zum Ausgangspunkt zu kommen: Wissenschaft sieht sich selbst als dem meritokratischen Prinzip verpflichtet. Bestenauslese und exzellente Wissenschaft kann nur unter der Voraussetzung tatsächlicher Chancengleichheit funktionieren. Mit Gleichstellung in einer „Lightversion“ darf sich die Wissenschaft und dürfen sich die Hochschulen folgerichtig nicht abfinden. Es liegt noch viel Arbeit vor uns: attempto!“

Susanne Weitbrecht, Gleichstellungsreferentin an der Universität Tübingen

1 Allmendinger, Jutta et al.: Eine Liga für sich? Berufliche Werdegänge von Wissenschaftlerinnen in der Max-Planck-Gesellschaft. In: Neusel, Aylä/Wetterer, Angelika (Hg.): Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf, Frankfurt a. M. 1999

2 Christine Wennerås & Agnes Wold, Nepotism and sexism in peer-review, *Nature* 387, 341-343 (22 May 1997)

Aus dem Leitbild der Universität Tübingen

„Die Herstellung tatsächlicher Chancengleichheit in der Wissenschaft ist eine Voraussetzung für wissenschaftliche Leistungs- und Innovationsfähigkeit. Die Universität Tübingen setzt sich daher zum Ziel, die noch bestehenden Benachteiligungen für Frauen in Studium, Forschung und Lehre abzubauen. Sie wird dieses Ziel – als durchgängiges Leitprinzip im Sinne des Gender Mainstreaming – bei allen Entscheidungen mit berücksichtigen.“

Gleichstellungs- maßnahmen

Schon im ersten Gleichstellungsplan der Universität (1988) wurde als Ziel formuliert, in jeder Qualifikationsstufe den Frauenanteil der jeweils vorherigen Qualifikationsstufe zu erreichen (Kaskadenmodell). Im Rahmen der Exzellenzinitiative werden unter anderem 13 Millionen Euro zur Verfügung gestellt, um Professuren und Juniorprofessuren für Frauen zu finanzieren. Die Universität will den Frauenanteil unter den Professoren innerhalb von fünf Jahren auf insgesamt etwa 30 Prozent steigern.

Universitäts- gleichstellungsbeauftragte

Die Universitätsgleichstellungsbeauftragte und das Gleichstellungsbüro der Universität Tübingen beraten wissenschaftliche Beschäftigte und Studierende in Fragen der Gleichstellung und bei der Vermittlung von Förderprogrammen. Die Gleichstellungsbeauftragte entwickelt und begleitet außerdem strukturbildende Maßnahmen, mit denen bessere Rahmenbedingungen für die Gleichstellung geschaffen werden. Derzeit hat Professorin Dr. Gabriele Abels das Amt kommissarisch inne.

Kontakt:

Telefon (07071) 29 - 74958,
gleichstellungsbuero@uni-tuebingen.de
www.uni-tuebingen.de/de/7840

Familienbüro

Das Familienbüro ist Ansprechpartnerin für Studierende, Wissenschaftler(innen) und Beschäftigte in Technik und Verwaltung. Es berät zum Thema Vereinbarkeit von Familienaufgaben – dazu gehören Kinderbetreuung wie auch die Pflege von Angehörigen – mit Studium, Beruf und Wissenschaft. Das Familienbüro koordiniert außerdem das Audit Familiengerechte Hochschule.

Kontakt: Gabi Efferenn

Telefon (07071) 29-74961
familienbuero@uni-tuebingen.de
www.uni-tuebingen.de/de/39962

TEA-Gastprofessur: TEAching-Equality-Programm

Das TEAching Equality Programm wurde von der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Tübingen ins Leben gerufen: In Fächern mit geringem Frauenanteil unter den Professoren können damit Gastprofessuren an Wissenschaftlerinnen vergeben werden. Es finanziert „Schlüsselqualifikationsseminare“, in denen Studentinnen ihre (Studien-)Situation reflektieren, ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten erkennen und das Studium und den Übergang ins Berufsleben planvoller angehen können. Zudem halten in diesem Rahmen Frauen aus der Industrie, Verwaltung und Wissenschaft Vorträge zu beruflichen Chancen und individuellen Karriereverläufen.

Kontakt: Gleichstellungsbüro
www.uni-tuebingen.de/de/1685

Athene- Programm

Mit dem Athene-Programm fördert die Universität Tübingen Nachwuchswissenschaftlerinnen in der Promotions- und PostDoc-Phase auf dem Weg zur Professur. Je 12 bis 14 Wissenschaftlerinnen erhalten für zwei Jahre zusätzliche Mittel für ihre Forschung, die sie als Sachmittel, Reisekosten oder zur Kinderbetreuung einsetzen können. Hinzu kommt ein umfangreiches Angebot an ideeller Förderung in Form von persönlichem Karriere-Coaching und Vernetzungs- und Weiterbildungsangeboten.

Kontakt:

Gleichstellungsbüro
Telefon (07071) 29-77751

Beauftragte für Chancengleichheit

Die Beauftragte für Chancengleichheit ist Ansprechpartnerin für Frauen im nicht-wissenschaftlichen Dienst, zum Beispiel bei Benachteiligung oder sexueller Belästigung. Sie achtet auf die Erhöhung des Frauenanteils in Bereichen, in denen Frauen unterrepräsentiert sind und berät die Universitätsleitung bei der Erfüllung des gesetzlichen Gleichstellungsauftrags.

Kontakt: Margit Meisel

Telefon (07071) 29-77766,
chancengleichheit@verwaltung.uni-tuebingen.de
www.uni-tuebingen.de/de/1173

Mammutbäume auf den Härten

Bei Kusterdingen findet man heute noch das Erbe der Tübinger Forstwissenschaftler.

Korsische Kiefern, Mammutbäume, Zelkoven – im Großholz, einem Forstgebiet bei Kusterdingen auf den Härten, versteckt sich ein etwa zwei Hektar großes Waldstück mit ganz besonderer Flora. Interessierten ist es heute unter dem Namen „Professorengarten“ bekannt. Forstwissenschaftler der Universität Tübingen hatten dort 1902 ein Arboretum mit diversen exotischen Bäumen angelegt.

Forstwissenschaftler der Universität Tübingen? Gut 100 Jahre lang gab es tatsächlich diesen Lehrstuhl, der an der Staatswissenschaftlichen Fakultät, einem Vorläufer der heutigen Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, angesiedelt war. Von 1818 bis 1920 bestand dieser Lehrstuhl, dann wurde er nach Freiburg verlegt. Und der Professorengarten „verfiel in einen Dornröschenschlaf“, sagt Jürgen Schneider, der als Forstrevierleiter Härten-Tübingen-Einsiedel auch für dieses besondere Stückchen Wald zuständig ist.

In Schneiders Stimme schwingt Bedauern mit, denn aus der Anlage ließe sich seiner Ansicht nach viel mehr machen. Der umgebende Wald, dessen Vegetation näher am natürlichen Zustand ist, bemächtigt sich sichtbar des Geländes, viel mehr als die Exoten sich verbreiten. Das liegt auch daran, dass die Lebensbedingungen für sie meist ungünstig sind: Der Mammutbaum etwa braucht Waldbrände, damit seine Samen aufplatzen und sich relativ konkurrenzlos entwickeln können. Auf den Härten aber sind Waldbrände glücklicherweise sehr selten.

Deshalb würde Schneider für dieses Forststück sogar eine Ausnahme machen und gezielt einheimische Bäume zurückdrängen: „Um dieses Gebiet als Exotenwald zu erhalten, müsste man gegen die Natur arbeiten“, so der Revierförster. Nur so könnten sich



Wirkt heute wie eine Hexenhütte: Das ehemalige Gärtnerhäuschen.

Foto: Jörg Schäfer / Universität Tübingen

die eingeführten Pflanzen, viele davon aus Nordamerika, besser entwickeln. Dann könnte auch Schneiders Wunsch sinnvoll umgesetzt werden: Zunächst eine Bestimmung aller dort gepflanzten Bäume, darauf aufbauend Infotafeln zu den Arten und auch zu den Versuchen, die durchgeführt wurden. Der Förster könnte sich eine Projekt- oder Abschlussarbeit dazu vorstellen.

Noch immer nämlich gibt es Spuren der Aktivitäten zu sehen, die Schneider als eine Art „Garten im Wald“ beschreibt. So wurden etwa einen Meter hohe Hügel aufgeschüttet um zu testen, wie sich bestimmte Arten unter einer bestimmten Exposition entwickeln. Nachdem die Bäume nun etwa 100 Jahre gewachsen sind, ist natürlich kein Effekt mehr sichtbar, bei kleinen Setzlingen könnte es aber zumindest einige Erkenntnisse gegeben haben. An einer Stelle hatten die Wissenschaftler Terrassen angelegt, woanders Bäume in Metallkästen gesetzt, um deren Wurzelwachstum künstlich zu beschränken. Das Ergebnis war eine Art Bonsai-Effekt, ein kleiner Wuchs mit sehr engen Jahresringen und widerstandsfähigem Holz. Obwohl die Bäume bereits vor zehn Jahren gefällt wurden, liegen die Stämme noch dort, die Jahresringe sind noch erkennbar.

Viel ist heute dennoch nicht mehr bekannt über die Versuche der Forstwissenschaftler im Großholz. Nach der Verlegung des Lehrstuhls fühlte sich niemand so recht verantwortlich für das Stückchen Wald. Erst in den 1980er Jahren gab es ein Projekt mit der Kusterdinger August-Lämmle-Schule, in dem Infoschilder gebaut wurden.

Dabei hatten die Forstwissenschaftler hart dafür kämpfen müssen, das Stück Land auf dem guten Lößboden der Härten nutzen zu dürfen. Sie stellten einige Bewohner Kusterdingens zur Pflege ihres Versuchsgartens an und kamen regelmäßig zur Kontrolle. Gleichzeitig nutzten sie das gesamte Großholz als Lehrwald, zum Beispiel für Bestimmungsübungen und die Praxis des Waldbaus. Die Lehrstuhlinhaber hatten teils internationales Renommee und stellten mit Tuisko Lorey von 1898-1899 sogar den Rektor der Universität Tübingen. Entsprechend groß war das Bedauern, als das Aus für die Forstwissenschaft feststand: Aus Enttäuschung und Wut wurde ein Trauerzug organisiert, hinter einer Musikkapelle trugen Studenten einen Sarg. Sie bestatteten ihren Lehrstuhl symbolisch im Neckar.

JS

Hintergrundbild:
Zwischen den Exoten
stehen auch
einheimische Arten
wie diese Lärche.

Foto: Jörg Schäfer /
Universität Tübingen

Wie Missverständnisse verstanden werden können

Kulturelle Diversität ist bereichernd – doch manchmal auch verwirrend. In der „interkulturellen Sprechstunde“ gibt es Rat.

Typischerweise machen internationale Studierende an der Universität Tübingen irgendwann eine Erfahrung des Übergangens: Zum Beispiel leben sie in einer WG – und werden von den Mitbewohnern kaum beachtet. Oder sie werden im Seminar einer Arbeitsgruppe zugeteilt – und bekommen keine ernstzunehmende Aufgabe ab. Warum das so ist, bleibt ihnen häufig unverständlich. Daher gehen immer mehr in die „interkulturelle Sprechstunde“.

Die Sprechstunde ist ein Angebot der Abteilung „Deutsch als Fremdsprache und Interkulturelle Programme“ des Dezernats „Internationale Angelegenheiten“. Sie wird von Janine Zellner betreut. Die Idee, sie einzurichten, entstand aus der langjährigen Erfahrung mit interkultureller Kommunikation, die sie und Donato Tangredi, der Leiter der Abteilung, an der Universität Tübingen gesammelt hatten. Das eingangs beschriebene Szenario bezeichnet Zellner als „den klassischen Fall“. Ähnliches werde von 80 Prozent der internationalen Studierenden erlebt. Wie hilft sie ihnen?

Zellner arbeitet mit den ratsuchenden Studierenden ihre Erlebnisse durch. Dabei verdeutlicht sie ihnen den Unterschied zwischen der Wahrnehmung einer Situation und deren Bewertung. Wird man in der WG wenig beachtet oder bei der Aufgabenverteilung übergangen, ist das nicht unbedingt Gefühlskälte, wie viele spontan denken. „Es gibt die Tendenz in Deutschland, sich neuen Leuten gegenüber zunächst abwartend zu verhalten, um nicht aufdringlich zu sein“, erklärt sie den Neu-Tübingern. Was diese erleben, ist also im Zweifel nur gut gemeinte Höflichkeit. Das zu wissen und zudem zu hören, dass es vielen anderen wie ihnen selbst geht, helfe

den meisten schon, sagt Zellner. Doch man dürfe die interkulturelle Erklärung auch nicht verabsolutieren: „Kultur ist viel, aber nicht alles“, sagt Zellner. Zieht sich beispielsweise ein WG-Mitbewohner zurück, „kann das etwa auch daran liegen, dass er gerade Prüfungsstress hat“. Auch dies vermittelt Zellner den ratsuchenden Studierenden. Anschließend spielt sie mit ihnen konkrete Handlungsoptionen durch. Alles zusammen dauert mal zehn Minuten, mal eineinhalb Stunden.

Wie wichtig interkulturelle Sensibilität gerade im akademischen Bereich sein kann, zeigt das Beispiel der Gruppenarbeit: Gruppen mit hoher kultureller Diversität haben „eine spezielle Dynamik“, sagt Zellner. Doch mitunter funktionierten sie nicht. Ein Haupthindernis seien „interkulturelle Missverständnisse“: „Wir Deutschen gehen

Die internationale Studierende sagt nicht, welche Aufgabe sie übernehmen will und die deutsche Studierende ärgert sich, weil sie alles alleine machen soll.

davon aus, dass jeder sagt, was er will. Das ist aber in vielen Kulturen nicht so. Und dann entwickelt sich ein Teufelskreis. Die internationale Studierende sagt nicht, welche Aufgabe sie übernehmen will, und die deutsche Studierende ärgert sich, weil sie alles alleine machen soll. Das ist für beide Seiten frustrierend.“

Doch es gibt Grund zur Hoffnung, dass solche Missverständnisse in Zukunft seltener werden. Interkulturelle Kompetenz sei mittlerweile als eine wichtige Schlüsselqualifikation anerkannt und das einschlägige Angebot werde an der Universität Tübingen stetig ausgebaut, so Zellner. Und wichtiger

Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen



Allein unter vielen Menschen? Kulturelle Missverständnisse können ausländische Studierende verunsichern.

noch: Es werde tatsächlich angenommen: Immer mehr Studierende – gerade auch deutsche –, sowie unterschiedliche Institutionen griffen auf das Schulungsangebot der Abteilung „Deutsch als Fremdsprache und Interkulturelle Programme“ zurück. Wird die Uni Tübingen also ihrer kulturellen Diversität gerecht? „Wir bemühen uns, unseren Teil dazu beizutragen“, sagt Zellner.

Dazu gehört auch, die eigenen Bewertungsroutinen immer wieder zu hinterfragen: Einmal, berichtet Zellner, sei eine Schwedin mit einem überraschenden Problem in ihre Sprechstunde gekommen: Die Deutschen seien so offen, sagte sie, manchmal geradezu aufdringlich. Im Bus setzten sie sich einfach neben einen, obwohl man sich gar nicht kenne. In Schweden empfinde man so etwas als peinlich, so die Studentin. „Da stehen wir Deutsche auf einmal in einem ganz anderen Licht da. Es kommt also auf die Perspektive an“, sagt Zellner.

Sören Stange

Ein diskussionsreicher Haufen auf der Suche nach Utopie

Ingrid Hotz-Davies ist seit vielen Jahren Professorin für Gender Studies und Englische Literaturwissenschaft in Tübingen. Grund genug für *attempo!* einmal nachzufragen, womit sie sich eigentlich beschäftigt.

attempo!: Wie kamen Sie dazu, sich mit Gender zu beschäftigen?

Hotz-Davies: Ich bin auf ein Mädchen-gymnasium gegangen und mit einer alleinerziehenden Mutter aufgewachsen. Die Erkenntnis, dass Frauen grundsätzlich etwas nicht können, was andere können, die hatte ich damals nicht. Dass wir an das Geschlecht glauben, das war damals keine selbstverständliche Überzeugung. Ich wollte dann später wissen, wie das Geschlecht hergestellt wird und warum andere daran glauben. Ich habe erst an der Uni gemerkt, dass ich einen anderen Ort im Universum zu bewohnen schien als der Rest der Menschheit. Die anderen waren alle der Meinung, dass es so etwas wie männliche und weibliche Eigenschaften gäbe. Also zum Beispiel diese Überzeugungen, einige sind gut in Mathe andere nicht. Und die, die gut in Mathe sind, sind gut, weil sie ein spezifisches Geschlecht haben.

Hat diese überwiegend von Frauen beeinflusste Sozialisation sich auf Ihr Forschungsinteresse ausgewirkt?

Mich interessieren in der Forschung und der Lehre auch – vielleicht hat das mit meiner Sozialisation zu tun – die Darstellung von eingeschlechtlichen Räumen. Also Seefahrerromane oder weibliche Gemeinschaften, wo die Geschlechterdifferenz herausgenommen ist. Vielleicht, weil es keine gibt oder weil man sich schwer tut, sie zu konstruieren. Mich interessiert, ob das Geschlecht auch anders als binär zu denken ist. Andererseits weiß ich, dass das Geschlecht ein großer gesellschaftlicher Glaube ist, man kann nicht zum Zahnarzt gehen und eine Illustrierte aufschlagen, ohne dass einem

klar wird, dass die ganze Kultur nichts Besseres zu tun zu haben scheint, als kontinuierlich das Geschlecht herzustellen. Sobald ich das Haus verlasse, merke ich doch, dass ich als Frau wahrgenommen werde.

Wo genau liegt Ihr Erkenntnisinteresse und wie gehen Sie vor?

Ich suche etwas Utopisches, da ist die Literatur sehr gut, weil dort die Autoren relativ frei verschiedene Geschlechterrollen ausprobieren können. Ich will also die Texte finden, in denen das Überraschende passiert. Zum Beispiel besprachen wir vor kurzem den bekannten Roman von Jeannette Winterson „Written on the body“. Da ist die Erzählinstanz sehr verliebt in eine Frau, aber sie sagt es nicht und man weiß nicht, ist sie weiblich oder männlich? Man denkt natürlich die Autorin ist weiblich, also müssen auch ihre Figuren weiblich sein, dies ist aber eine außerliterarische Verführung. Im Seminar probierten wir dann unsere Geschlechterstereotypen aus, um dieses Problem zu lösen. Irgendwann sagten dann einige Studierende, es wäre ihnen jetzt egal, ob die Erzählinstanz männlich oder weiblich ist, das ist ja schon ein Schritt.

Kann es sein, dass wir einmal in einer Zukunft aus diesen Zuschreibungen herauskommen und die Geschlechterstereotypen auflösen? Kann es sein, dass sich die Genderwissenschaft einmal selbst auflöst?

Ich glaube nicht, dass wir in nächster Zeit so weit kommen werden, dass das Geschlecht seine Fähigkeit verlieren wird, kulturelle und soziale Gegebenheiten zu schaffen. Gender ist eine so mächtige Kategorie, dass man

kontinuierlich gegen eine Naturalisierung des Geschlechts anargumentieren muss. Wenn man das nicht immer macht, dann hat sich das gleich wieder so eingeschnackelt, dass alle Menschen glauben zu wissen, was Männer sind und was Frauen. Die Annahme der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit ist so mächtig, dass man kaum daran rütteln kann.

Wie wurde Gender Ihr Forschungsgebiet?

Das hat mit Gerechtigkeit zu tun. Alle Literaturgeschichten kennen fast nur männliche Autoren. Ich habe mich in die Autorinnen verliebt und die Frage, wie sie es überhaupt geschafft haben, zu schreiben. Die Erkenntnis, welcher ungeheure Bergaufkampf das war, die Frage, welche Thematiken ihnen offen standen und welche nicht, wie sie sich an Restriktionen vorbeischieben konnten oder auch nicht. Da ist die englische Literatur ein Gottesgeschenk, weil es sehr viele Autorinnen gibt und man immer wieder neue und auch Überraschendes entdecken kann.

Fragen Sie sich also, wie die Kategorie des Geschlechtes sich in den verschiedenen historischen Kontexten zeigt?

Ja, ob man als Frau oder als Mann etwas tun kann, was nicht vorgesehen ist. Das interessiert mich nicht nur bei den Frauen, sondern auch für Männer. Gender Studies ist die Richtung, die versucht, mit theoretischen Mitteln das Geschlecht selber zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Also auch die Prozesse, durch die Geschlechterdifferenz hergestellt wird, sind Gegenstand der Untersuchung.

Ingrid Hotz-Davies (rechts), Professorin für Englische Literaturen und Gender Studies im Gespräch mit Eva Christina Zeller.

Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen



Foto: Friedhelm Albrecht / Universität Tübingen

Zu welchen Erkenntnissen sind Sie im Laufe der letzten Jahrzehnte gekommen?

Die Gender Studies müssen ständig ihre eigene Ethik hinterfragen. Wir müssen uns ständig versichern, dass wir wissen, dass es keinen unschuldigen Ort der Rede gibt, von dem aus man den epistemologischen Nullpunkt hätte. Die Geschlechterstudien haben sich immer weiter aufgesplittet, sie gehen aus dem eurozentrischen Fokus hinaus. Wir wissen nur, wie in spezifischen kulturellen Kontexten Geschlecht hergestellt wird. Aber sobald wir die Parameter verschieben, wird es schwierig.

Warum müssen sie sich als Disziplin ständig rechtfertigen?

Ja, das hängt an der Wirkmacht der Kategorie Geschlecht. Wir haben eine Überexponiertheit. Im Bereich Gender Studies kann man keine kleine Bewegung machen, ohne jemandem auf die Füße zu treten.

Wie stehen Sie zu der wiederkehrenden Kritik, beispielsweise vor kurzem von Harald Martenstein in der ZEIT?

Die Kritik gibt es immer wieder. Man bekommt ständig gesagt, du musst doch zugeben, dass Männer so sind und Frauen so. Aber wir haben heute ein besseres Verständnis für die Komplexität von Geschlecht. Wir haben die Position verlassen, die glaubt, es gibt eine klare Zweigeschlechtlichkeit und deshalb wollen die Frauen zum Beispiel nicht Professorin werden. Wir wissen, dass es nicht so einfach ist.

Die Frauen werden doch immer noch der Materie zugeordnet und sind deshalb hauptverantwortlich für den Nachwuchs. Wie sehen Sie das Verhältnis von Materie und Geist?

Ich habe viel Gleichstellungspolitik gemacht, vier Jahre lang in Tübingen und vier Jahre lang als Sprecherin der Landeskonferenz der Gleichstellungsbeauftragten und da sieht man das von der anderen Seite. Den Genderstudieshut musste ich dabei ablegen, das Spielerische, die Annahme, es könnte auch ganz anders sein. Da stehen Frauen vor der Entscheidung: „Kind oder Karriere“ oder „Kinder und Karriere“. Es kann dann schon sein, dass diese Entscheidung für ein Ne-

beneinander von beidem ausfällt; der Punkt ist, dass sie sich diese Frage deutlich häufiger stellen müssen als die Väter dieser Kinder. Das ganze Sex-Gender-System müsste verschoben werden. Man tut, als wäre die Frau die einzige Gestalterin des Problems. Geht die Welt davon unter, wenn Männer einige Jahre nicht so intensiv im Beruf sind?

Konnten Sie in diesen Jahren etwas verändern oder bewegen?

Die Frage ist ja immer: Warum gibt es nicht mehr Professorinnen? Heute bricht es nach der Promotion ab. Das Margarete von Wrangell-Programm ist ein tolles Programm, um Frauen bei der Habilitation zu unterstützen. Ich bin stolz darauf, dass ich mithelfen konnte, dieses Programm zu erhalten. Die Universität ist für Frauen auch abschreckend, sie leitet sich aus einer männlichen Mönchswelt ab. Da stellt sich die Frage für Frauen, will ich mich dort aufhalten, und wenn ja, kann ich es dort aushalten? Ich habe versucht, den Frauen Mut zu machen.

Wo stehen die Gender Studies heute?

Es gibt eine Hinwendung zur Materie, damit meine ich ein neues Interesse und Verständnis von materieller Vielfalt. Dies entsteht sicherlich in der Hoffnung, dem Automatismus der Geschlechterzuschreibungen etwas entgegenzusetzen. Die Gender Studies sind ein diskussionsreicher Haufen. Wir streiten uns ständig über Grundsätzliches, weil wir kein homogenes Gesamtes produzieren, weil wir sonst

selber normativ würden. Und dagegen kämpfen wir an. Deshalb ist es nirgendwo so modern geworden, dass die Forscherinnen und auch Forscher sich in ihre Forschung miteinbeziehen wie bei uns. Der Impuls ist der, dass man den immer nur scheinbar objektiven Blick der Wissenschaft nicht unhinterfragt für sich selber in Anspruch nehmen kann. Wir wissen, dass der Gestus der wissenschaftlichen Aussage normativ wird, dass wir an einem Spiel mitspielen, das man aber gleichzeitig aufrütteln muss. Gender Studies ist die Auseinandersetzung mit der Frage wie Geschlecht gemacht wird, im Abgleich mit anderen Markierungen.

Was haben sie erreicht?

Wir haben erreicht, dass die privilegierte Position der Unerreichbarkeit, – die wirklich eine Position der unsichtbar gemachten Männlichkeit ist – schwieriger geworden ist. Also, dass es Forschung geben könnte, ohne dass das Geschlecht eine Rolle spielt.

Braucht man sie weiterhin?

Man braucht uns also weiterhin, ja. In dem Moment, wo dies nicht ständig eingefordert wird, wo Geschlecht nicht kompliziert gemacht wird, fällt man wieder zurück. Also die Fragen, warum habt ihr wieder mal keine Frau dabei, warum gucken wir dies von dieser Position aus an und nicht von einer anderen. Man muss leider die gleichen Argumentationen immer wieder führen.

Das Gespräch führte Eva Christina Zeller.



Foto: Friedhelm Albrecht /
Universität Tübingen

Aus dem Universitätsbund

Das zu Ende gehende Jahr 2013 brachte gewichtige Änderungen beim Universitätsbund. In der Mitgliederversammlung am 16. Oktober im Großen Senat der Eberhard Karls Universität wurde Friedrich Herzog von Württemberg als Nachfolger von Staatssekretär a. D. Hubert Wicker zum neuen Vorsitzenden unserer Vereinigung gewählt. Bei weiteren Wahlen wurden die Vorstandsmitglieder und Ehrensensoren Tilman Todenhöfer (stellv. Vorsitzender) und Jürgen Teufel (Schatzmeister) sowie die Ausschussmitglieder Marion Würth, Peter Schneider, Hermann Strampfer und Kurt Widmaier in ihren Ämtern bestätigt. Zum 1. Januar 2014 gibt es mit Dr. Stefan Zauner auch einen neuen Geschäftsführer, der den bisherigen Geschäftsführer mit Beginn des Jahres 2014 ablöst.

Am 3. September 2013 führte Staatssekretär a.D. Hubert Wicker ein ausführliches Gespräch mit dem Tübinger Presseclub, bei dem er eine Bilanz seiner Amtszeit als Vorsitzender des Universitätsbundes zog. Das Gespräch fand großes Interesse bei den Vertretern der Presse mit einer entsprechend

breiten Berichterstattung in den Medien. Wir hatten hierzu folgende Pressemitteilung herausgegeben:

„An der Spitze der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen (Universitätsbund) e.V. steht im Oktober ein Wechsel an. Der derzeitige Vorsitzende, Staatssekretär a. D. Hubert Wicker, der das Amt im Mai 2008 von Carl Herzog von Württemberg übernommen hatte, stellt sich nicht mehr zur Wahl.

„Ich kann mit ruhigem Gewissen die Geschäfte des Universitätsbundes an meinen Nachfolger übergeben“, erklärte Hubert Wicker ... Er verwies dabei auf die gesunde finanzielle Basis des Vereins, der Finanzmittel in der Größenordnung von ca. 12,3 Mio. Euro zu verwalten habe. Neben dem eigenen Vereinsvermögen von 1,1 Mio. Euro trage der Universitätsbund auch die Verantwortung für das Vermögen von 23 Stiftungen mit rd. 7,3 Mio. Euro und für Rücklagen in Höhe von ca. 3,9 Mio. Euro. Die Turbulenzen der weltweiten Finanzkrise habe man gut gemeistert. Für die Zukunft werde man sich aber darauf einstellen müssen, dass die Erträge aus

*Stabwechsel beim Universitätsbund:
Der bisherige Vorsitzende, Staatssekretär a.D.
Hubert Wicker (Mitte) übergab an
Friedrich Herzog von Württemberg (links).
Rechts der Rektor der Universität Tübingen,
Professor Dr. Bernd Engler.*

den angelegten Geldern wegen des gegenwärtig außerordentlich niedrigen Zinsniveaus spürbar geringer ausfallen werden.

Ein großes Anliegen sei ihm auch die Mitgliederwerbung gewesen, die im August dieses Jahres mit 2241 Mitgliedern zu einem historischen Höchststand geführt habe: „Die Mitglieder sind die Basis für eine verlässliche und nachhaltige Erfüllung des Vereinszwecks. Ich bin sehr zufrieden, dass unsere vielfältigen Bemühungen um die Aufnahme neuer Mitglieder so erfolgreich waren.“ Das Beitragsaufkommen belaufe sich damit jetzt auf über 100.000 Euro. Eine große Zahl von Mitgliedern sei im Übrigen auch ein Hinweis auf die feste Verankerung der Universität in der Gesellschaft.

Wichtig sei ihm aber darüber hinaus, noch mehr ehemalige Studierende zur Mitgliedschaft im Universitätsbund zu bewegen. „Weil die Mitgliedsbeiträge unmittelbar der Tübinger Universität zugutekommen, können sie damit auch die Verbundenheit zu ihrer Alma Mater sehr gut zum Ausdruck bringen.“

Für Wicker hängt die Zukunftsfähigkeit Deutschlands ganz wesentlich von der gesellschaftlichen Wertschätzung von Wissenschaft und Forschung ab. Ein Land ohne Rohstoffe könne seinen Wohlstand nur durch hervorragende Leistungen in der Forschung und Entwicklung sichern. Daher komme der Unterstützung der Hochschulen eine überragende Bedeutung zu. Da der Staat bei der Finanzierung seiner Hochschulen an Grenzen stoße, müsse das private Engagement verstärkt werden. Fördervereine übernahmen dabei eine wichtige Mittlerfunktion zwischen Gesellschaft und Wissenschaft. Daher seien vielfältige Anstrengungen unternommen worden,

Spenden für wichtige Projekte der Universität Tübingen einzuwerben, die andernfalls nicht zu realisieren gewesen wären. „Seit 2008 haben wir weit mehr als 1 Mio. Euro an freien Spenden eingesammelt.“

Wicker zeigte sich erfreut, dass alle Mitglieder von Vorstand und Ausschuss, deren Amtszeit jetzt auslief, zu einer erneuten Kandidatur bereit seien. „Das zeugt von einem großen inneren Zusammenhalt und einer vertrauensvollen Zusammenarbeit innerhalb der Gremien des Universitätsbundes.“ Das sichere zudem Kontinuität und fördere einen bruchlosen Übergang an der Vereinsspitze. Zuletzt dankte Wicker seinem ebenfalls aus dem Amt scheidenden Geschäftsführer Rainer Hummel und den drei hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Universitätsbundes für ihren stets kompetenten und engagierten Einsatz, ohne den die Erfolge des Vereins nicht möglich gewesen wären.“

In der Mitgliederversammlung am 16. Oktober wurde nicht nur gewählt, sondern auch der Prüfbericht des Rechnungsprüfers vorgestellt, der dem Universitätsbund sowohl eine korrekte Buchführung bescheinigte als auch bestätigte, dass der Verein über eine geordnete Vermögenslage verfügt. Weiter standen neben dem Bericht des Vorsitzenden die jährliche Verleihung des Attempo-Preises, der Bericht des Rektors, ein Vortrag von Prof. Dr. Oliver Schlumberger über die neue Lage in den arabischen Ländern sowie die Ehrung langjähriger Mitglieder, darunter die beiden Ehrensenatoren Dr. Sigurd Pütter und Dr. Frank Lucas, auf dem Programm.

Am 7. November 2013 fand in der Schlosskapelle des Schlosses Hohen-tübingen die feierliche Verabschiedung unseres bisherigen Vorsitzenden, Staatssekretär a. D. Hubert Wicker, statt. In dem stimmungsvollen

Ambiente der Kapelle konnte der neue Vorsitzende, Friedrich Herzog von Württemberg, über 200 Gäste aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Verwaltung begrüßen. In drei kurzen Präsentationen würdigten Prof. Dr. Ernst Seidl, Leiter des Universitätsmuseums, Elias Steinmüller, Stipendiat des Deutschlandstipendiums und Prof. Dr. Bernhard Pörksen, Institut für Medienwissenschaft, die wertvolle und unverzichtbare Förderung der Universität und ihrer Studierenden durch den Universitätsbund. Die Laudatio hielt Rektor Prof. Dr. Dr. h. c. Bernd Engler. Er dankte dem scheidenden Vorsitzenden für vielfältige Unterstützung und stellte vor allem sein besonders erfolgreiches Engagement für das Deutschlandstipendium heraus. In seinem Schlusswort dankte Hubert Wicker der Universitätsleitung, den Mitgliedern der Gremien des Universitätsbundes und der Geschäftsführung für die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit und wünschte dem neuen Vorsitzenden alles Gute und ein erfolgreiches Wirken zugunsten der Eberhard Karls Universität.

Für die musikalische Umrahmung sorgte das Streichquartett des Akademischen Universitätsorchesters. Die Veranstaltung klang aus mit einem Stehempfang im Rittersaal des Schlosses.

Rainer Hummel
Geschäftsführer des
Universitätsbundes

Neu im Unibund

Joscha Abels, Tübingen
Isabella Bauer, Tübingen
Laura Bröker, Tübingen
Sandra Fietkau, Leonberg
Minkus Fischer, Tübingen
Stephanie Girrbach, Altensteig
Stefanie Haefele, Tübingen
Natalia Herberg, Tübingen
Anita Hummel, Salach
Lisa Kalupar, Tübingen
Karoline Kraft, Tübingen
Prof. Dr. Holger Lerche, Ulm
Fabian Lübke, Tübingen
Dr. Hans M. Luther, Tübingen
Katharina Mann, Wannweil
Bernd Mutz, Nufringen
Beatrice Naß, Berlin
Meike Reinhard, Bonefeld
Prof. Dr. Monique Scheer, Stuttgart
Stadtrat Heinrich Schmanns, Tübingen
Annette Schramm, Tübingen
Prof. h. c. Manfred Wagner, Schönaich
Solveig Wagner, Schönaich

Wir trauern um

Prof. Dr. Gerd Döring
Prof. Dr. Dieter Eberle
Dr. Dieter Geiger
Ernst Hub
Dr. Else Koch
Ingrid Lubik
Andreas Maier
Dr. Jonas Norkaitis
Prof. Dr. Claus-Dieter Reuther
Dr. Richard Schmid
Prof. Dr. rer. nat. Heinrich Strecker
Prof. Dr. Dezsö Varjú
Prof. Dr. Joachim Vogel
Prof. Dr. Dierck Waller

IMPRESSUM

attempo! ist eine Zeitschrift der Eberhard Karls Universität Tübingen und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e.V. (Universitätsbund). Sie wird vom Rektor der Universität herausgegeben und erscheint zweimal jährlich.

ISSN: 1436-6096
attempo! im Internet:
www.uni-tuebingen.de/aktuelles/veroeffentlichungen/attempo.html

Redaktion: Antje Karbe (KA, verantwortlich), Eva Christina Zeller (ECZ), Janna Eberhardt (JE) und Jörg Schäfer (JS), Sören Stange

Adresse: Eberhard Karls Universität Tübingen, Hochschulkommunikation, Wilhelmstr. 5, 72074 Tübingen
Telefon 07071/ 29-76789
Fax 07071 / 29-5566
E-Mail: antje.karbe@uni-tuebingen.de

Layout: Stengel+Partner, Reutlingen

Fotograf/Titelfoto: Friedhelm Albrecht

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Heinz-Dieter Assmann (Vorsitzender), Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knape, Dietmar Koch, Sigi Lehmann, Prof. Dr. Udo Weimar

Druck: Bechtel GmbH & Co. KG
Papier: Circlesilk Premium White, FSC-Zertifiziert, hergestellt aus 100 % Recyclingfasern.
Auflage: 8000 Exemplare

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Textabdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Bankverbindungen des Universitätsbundes:

KSK Tübingen
IBAN: D E986 4150 020 00001 1060 8
BIC: SOLA DE S1 TUB
Volksbank Tübingen
IBAN: DE68 6419 0110 0015 8180 04
BIC: GENO DE S1 TUB



Studenten- futter für den Kopf.

Fachliteratur fürs Studium finden Sie bei uns.

Fachbücher und E-Medien zu allen Themengebieten aus dem In- und Ausland erhalten Sie bei Hoser+Mende – nutzen Sie unsere Beratung und den Service vor Ort.

Noch näher: Bestellen Sie bequem und versandkostenfrei direkt im Online-Shop.

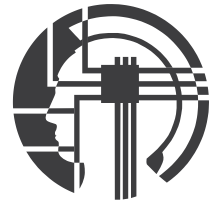
**schweitzer**
Fachinformationen
www.schweitzer-online.de

Schweitzer Fachinformationen
Hoser + Mende KG
Stuttgart:
Wilhelmstr. 12 | 70182 Stuttgart
Tel: +49 711 16354-0
hoser@schweitzer-online.de



MAX-PLANCK-GESELLSCHAFT

www.kyb.mpg.de




Max-Planck-Institut
für biologische Kybernetik

Denkprozesse verstehen lernen

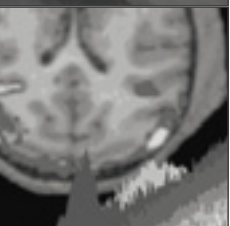
Forschung am Max-Planck-Institut für biologische Kybernetik

Das Max-Planck-Institut für biologische Kybernetik beschäftigt sich mit der Signal- und Informationsverarbeitung im Gehirn: Wie gelingt es uns, Gegenstände, Gesichter und Geräusche zu erkennen, zu begreifen und zu lernen? Anhand unterschiedlicher Methoden erforschen Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen die Struktur und die Funktionen des Gehirns.


Drei Ansätze – ein gemeinsames Thema: die Erforschung des Gehirns



Die **Hochfeld-Magnetresonanz**-Abteilung beschäftigt sich mit der methodischen Entwicklung und Optimierung bildgebender Verfahren. Neben der klassischen Bildgebung zur Darstellung anatomischer Strukturen gilt der Schwerpunkt auch der funktionellen Magnetresonanztomografie (fMRT), die die Aktivität im Gehirn sichtbar machen kann. Hierfür stehen den Wissenschaftlern neben dem 3,0-Tesla-MRT-System auch zwei Ultrahochfeld-Magnetresonanztomographiesysteme mit 9,4 und 16,4 Tesla zur Verfügung.



Die Abteilung **Physiologie kognitiver Prozesse** erforscht die neuronalen Grundlagen, die der bewussten Wahrnehmung zugrunde liegen. Die Wissenschaftler untersuchen, an welchen Stellen im Gehirn sensorische Wahrnehmungen kodiert werden, wie sie sich in neuronaler Aktivität widerspiegeln und wie sich dieser Vorgang durch Lernen verändern kann. Untersucht werden diese Fragestellungen mittels Experimenten, die Psychophysik, Elektro-physiologie und Magnetresonanztomografie kombinieren.



Thema der Abteilung **Wahrnehmung, Kognition und Handlung** sind die elementaren Prozesse der menschlichen Wahrnehmung: Wie werden Objekte im Gehirn abgespeichert, so dass wir sie wiedererkennen? Wie werden die Informationen verschiedener Sinnesorgane integriert, um sich in neuen Umgebungen zurecht zu finden oder komplexe Aufgaben wie Flugzeugsteuerung zu lösen? Hierzu werden Methoden aus der klassischen Psychophysik mit modernster Computergrafik und Virtueller Realität kombiniert.

Experimente – Teilnehmer gesucht!

Für wissenschaftliche Studien zur Aufklärung der menschlichen Wahrnehmung suchen wir immer wieder neue Teilnehmer. Es handelt sich dabei um unterschiedliche Wahrnehmungs- oder Verhaltensstudien (keine medizinischen Experimente).

Die Teilnahme wird je nach Aufwand mit 8 - 12 Euro pro Stunde vergütet.

Die Anmeldung erfolgt direkt über: <https://experiments.tuebingen.mpg.de>

Das Blockpraktikum – Einblicke in die Wissenschaft

Innerhalb des mehrtägigen Blockpraktikums können Studierende der Naturwissenschaften selbst kleine Wissenschaftsprojekte durchführen und auswerten. Dabei gewinnen sie Einblicke in verschiedene Wissenschaftsbereiche und unterschiedliche Methoden und Techniken.

Das nächste Blockpraktikum findet vom 13. - 25. März 2014 statt.

Mehr Informationen: www.kyb.mpg.de/Blockpraktikum-2014.html

Die Graduate School – der ideale Einstieg in die Neurowissenschaften

Die **Graduate School of Neural & Behavioural Sciences** richtet sich an alle Interessierte mit einem Bachelor- beziehungsweise Masterabschluss in Naturwissenschaften und bietet den idealen Einstieg in die Forschung des Instituts.

Mehr Informationen: <http://www.neuroschool-tuebingen-cogni.de>



IHR WEG ZUM FACHARZT

Das Klinikum Christophsbad bietet attraktive Möglichkeiten des Erwerbs von Facharztkompetenzen in unterschiedlichen Bereichen vollständig oder teilweise an:

Volle Weiterbildungsermächtigungen

- Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie
- Facharzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie
- Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie
- Facharzt für Neurologie
- Zusatzweiterbildung Geriatrie
- Facharzt für Allgemeinmedizin (Klinische Weiterbildung)

Teilweiterbildungsermächtigungen

- Weiterbildung für den Schwerpunkt Neuroradiologie (24 Monate)
- Weiterbildung Diagnostische Radiologie (24 Monate)
- Weiterbildung im Gebiet Innere Medizin (18 Monate)

Zusatzleistungen während der Weiterbildung

Zusätzlich bieten wir neben den gesetzlich geforderten Leistungen an eine Weiterbildungsstätte weitere Vorteile:

- standardisiertes Einführungskonzept in den ersten 3 Monaten
- interne Fortbildungen, sowie finanzielle Unterstützung bei externen Fortbildungen und Kongressen
- Bereitschaftsdienste werden mit Stufe C abgegolten
- Möglichkeit zur Forschung und Promotion
- vielfältige Rotationsmöglichkeiten innerhalb der Kliniken



KLINIKUM
CHRISTOPHSBAD

- Psychiatrie und Psychotherapie, Gerontopsychiatrie
- Psychosomatische Medizin und Fachpsychotherapie
- Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie
- Neurologie, Neurophysiologie mit Frührehabilitation, Stroke Unit und Schlafmedizin
- Radiologie und Neuroradiologie
- Geriatrische Rehabilitation und Physikalische Medizin

Info & Kontakt

Klinikum Christophsbad
Faurndauer Straße 6-28
73035 Göppingen
www.christophsbad.de

Personalabteilung:
Herr Roland Gutt
Tel.: 07161 601-9209

Über uns

Das Klinikum Christophsbad ist ein zentralgelegenes, modernes Plankrankenhaus im baden-württembergischen Göppingen. Im Christophsbad verbinden sich Erfahrung und Bewährtes aus über 160-jähriger Tradition mit modernster baulicher und technischer Ausstattung sowie einer diagnostischen und therapeutischen Leistungsfähigkeit auf dem aktuellsten Stand der Wissenschaften.

Sechs sektorübergreifend arbeitende Kliniken und ein spezialisierter Heimbereich mit insgesamt rund 1.100 Mitarbeitern und 752 Betten sind heute die Basis unseres 1852 gegründeten Klinikums.

